MARIENBOTE



Januar 1943

GREETINGS

1942, with its turmoil and strife, in a few days will have passed along to join the years that have gone before. May 1943 bring us closer and closer to the day when the forces of Righteousness will have prevailed over the forces of Evil, when the Spirit of Christmas will direct the thought and action of every Nation throughout the World.

We thank Der Marienbote for its very generous co-operation with all branches of The Bureau, wish it continued success in its endeavour to render a worthwhile public service and, through it, extend Christmas Greetings to its many readers.

BUREAU OF PUBLICATIONS

Government Advertising—Weekly News Letter—Information and Clippings—Slides and Films—Travelling Libraries—Open Shelf Library.

LEGISLATIVE BUILDING, REGINA

Hon. W. F. KERR, Minister. S. J. LATTA, Commissioner.

INHALT

Der Marienbote

Monatsschrift für die katholische Familie. Herausgegeben von den Oblatenpatres zu Regina. Adresse: The Marian Press, 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Preis: $1.00 jährlich.

A monthly magazine for the Catholic family. Published by the Oblate Fathers at The Marian Press — 922-24 Victoria Ave., Regina, Sask., Canada. Price: $1.00 a year.

Schriftleiter - Rev. Father H. Krawitz, O.M.I. – Editor

Nr. 4 Januar 1943 11. Jahrgang

Dies und Das

Vom Frieden auf Erden. Weihnachten is da. Der Friede aber, von dem die Engel in heiliger Nacht gesungen, ist noch so fern. Viel weiter und viel ferner als wir es uns denken. Es kann ja sein, dass das Jahr 1943 den Tag erleben wird, an dem die Völker wieder einmal Friedensabkommen unterzeichnen werden. Ob es dann aber auch wirklich Frieden sein wird? Wir lesen, dass Königin Wilhelmina von Holland am 17. November die Völker vor der Rachelust warnte. Primierminister King sagte in einer seiner Reden: "Wir werden uns einer geistigen, und nicht einer materiellen Lebensanschauung bdienen müssen, wenn wir eine neue Ordnung aufbauen wollen." Und Präsident Roosevelt sprach von einer "christlichen Ordnung", die sein Land nach dem Kriege herzustellen gewillt sei.

All diese Worte aus dem Munde führender Persönlichkeiten tragen das Klingen der Hoffnung in sich. Der alte Chesterton hat aber einmal geschrieben: "Es steckt im Menschen etwas vom Tier, etwas vom Teufel, etwas vom Heiligen und etwas vom Weltbürger." Dieses Wort ist bitter wahr. Und gerade weil es so wahr ist, fürchten wir, es könnten die christlichen Friedensworte der Staatsführer ebenso ungehört verklingen wie das Friedenssingen der Engel der Heiligen Nacht.

Es ist wahr, jeder Mensch sehnt sich aus tiefstem Grunde seiner Seele nach Ruhe und Frieden. Besonders die Kleinen und die Armen, die nicht nur jetzt während des Krieges, die aber schon seit Anbeginn die Hauptlasten unserer Welt schleppen müssen, besonders sie sehnen sich danach. Kommt es aber zu Friedensabschlüssen unter den Menschen, dann wird aus dem neuen Frieden wieder Krieg gemacht. Nicht umsonst wird heute vor der Rachelust gewarnt! Und wenn Hanson W. Baldwin schreibt: "Mehr denn jedes andere Land Europas verbildlicht heute Jugoslavien die schreckliche Natur der politischen Wiederaufbauprobleme, an die wir nach dem Kriege heran müssen", dann beginnt man nur mit ernster Sorge dem neuen Frieden entgegen zu schauen.

Der Krieg von 1914-1918 gab der Welt eine Lehre, an die man in den kommenden Friedenskonferenzen ganz gewiss denken wird. Und zwar nicht ohne Kopfschmerzen. Man wird nämlich auch dieses Mal sehen—die Grenzansprüche, die schon heute in den die östlichen Kleinstaaten Europas vertretenden Zeitungen gemacht werden, zeugen laut davon—dass mit dem überwundenen Nationalismus Hitlers die Wege zur neuen, wahrhaft besseren und friedlicheren Ordnung noch lange nicht frei sind. Es gibt da noch andere Nationalgruppen in Europa, deren Wünsche und Verlangen jedem wahren Frieden Grenzen zu stellen geeignet sind. So war es 1918 gewesen, und so beginnt es sich auch heute zu entwickeln.

Laut der "New York Times" soll der polnische Finanzminister Henryk Strasburger geäussert haben, Polen sei bereit, so weit als nur möglich an einem Ost- und Mitteleuropäischen Staatenver-

band der Nachkriegszeit mitzuarbeiten. Oesterreich sei aber aus diesem Staatenverband auszuschliessen. Zur selben Zeit autorisierte das amerikanische Kriegsministerum die Oesterreicher der Vereinigten Staaten, der amerikanischen Heeresmacht ein österreichisches Battalion beizufügen. Während Amerika Oesterreichs Gleichberechtigung mit allen anderen Staaten Europas damit anerkennt, will der polnische Finanzminister jede Gemeinschaft Polens mit Oesterreich ausgeschlossen wissen! Neben den Polen stehen die Ukrainer, denen national-politische Fragen am Herzen liegen, mit denen sich Polen auch nicht einverstanden erklären wird. Und wie die Grenz- und Unabhängigkeitsfragen der Kroaten und Serben, der Slowaken und Tschechen, der Rumäner und Ungarn gelöst werden, ist auch noch eine grosse Frage der Zeit.

Wenn wir hier einige der politischen Probleme der Nachkriegszeit andeuten, dann haben wir keine politischen Spekulationen im Sinn. Politik ist nicht das Gebiet unseres Blattes. Der Friede ist aber unser Gebiet. Und da weisen wir auf alles hin, was sich diesem Frieden hindernd in den Weg stellt, ganz gleich, ob es aus unserem eigenen Hause kommt oder aus anderem. Unheilvoll liegt uns allen ein ganz materialistischer Nationalismus im Geiste. So tief sitzt dieser Nationalismus in uns, dass wir vom Frieden und vom hl. Evangelium reden und schreiben können, während wir zur gleichen Zeit blitzenden Auges auf unseren Nächsten schauen, dem wir alles andere, nur nicht die Liebe wünschen. Und zwar nur deshalb, weil er einer anderen Nation angehört.

Das ist die Mischung des Heiligen und des Teuflischen in uns, von der Chesterton sprach. Wären unsere Liebe und unser Glaube winterhart gwesen, wie die Pflanzen, denen Wintersturm und Winterfrost nichts anhaben können, dann hätte auch das Heilige in uns standgehalten und es wäre nie geschehen, dass Nationalismus und Materialismus auch in Christen, selbst in christlichen Zeitungen, jene Formen angenommen, auf die wir heute mit Schrecken schauen.

Weihnachten. Eine neue Welt brauchen wir. In der Heiligen Nacht, als unzählige Engel die Fluren Bethlehems mit wundersamen Singen erfüllten, als die armen Hirten verwundert erwachten und staunend der frohen Botschaft lauschten, die ihnen von himmlischen Geistern gebracht, da war uns diese neue Welt geboren. Wundersam, zu wundersam und zu unglaublich ist auch uns heute noch das neue Leben und die neue Welt, die uns das Gotteskind gebracht.

"In der neuen Welt müssen neue Menschen wohnen", das war die Grundidee des Lebens und der Lehre des Heilandes. Das klingt noch nicht so all zu wundersam. Denn wir können ja doch verstehen, dass in der Welt sehr vieles von den Gewissen der Menschen abhängt. Und da diese Gewissen nicht überall rein sind, deshalb ist es uns auch nicht schwer zu verstehen, dass wir neue Menschen mit neuen Gewissen haben müssen. Wenn die Heilige Weihnacht uns aber lehrt, dass nicht neue, gerechtere und bessere Wirtschaftssysteme, dass aber der neue Geist im neuen Menschen die neue Welt schaffen wird, dann werden wir schon etwas ungläubiger. Ganz unglaublich klingt uns aber das christliche Wort von der anderen Wange, die wir hinreichen sollen, wenn uns einer geschlagen. Und von dem Mantel, den wir hinzufügen sollen, wenn uns jemand mit Räuberhänden den letzten Rock nimmt. Das klingt unglaublich. Wo ist der Mensch, der so etwas täte? Jesus gibt uns die Antwort: Er ist ein Kind seines Vaters Gottes."

Nichts Unmögliches fordern die Gesetze der Heiligen Weihnacht von uns. Sie sagen nicht, dass wir aller Roheit und Gewalt freie Bahn geben und ruhig zuschauen sollen, wie alle Ordnung zerstört wird. Wir sollen dem Bösen widerstehen. Wir sollen ihm aber zuallererst in uns selbst Ketten anlegen. Wir sollen unter Wilden nicht zu Wilden werden, sollen in dem selben Masse besser werden, in dem die Welt schlechter wird.

Ist das alles so unglaublich und so unmöglich? Das Gesetz "Aug um Aug und Zahn um Zahn," das bis jetzt noch immer herrscht, hat uns in einen Zirkel getrieben, aus dem wir nicht herauskönnen. Wir sehen ja selbst, dass es keinen Zweck hat, nach diesem Kriege einen Frieden zu schliessen, der neue Kriege verursachen könnte. Wir können nicht mehr Aug fürs Aug verlangen, wenn wir nicht beide Augen verlieren wollen. So müssen wir es denn halt doch einmal mit dem Neuen versuchen. Mit jenem Neuen, das Christus uns gelehrt. Bevor wir aber das tun, lasst das Neue in unsere Herzen einkehren. Beten wir um Frieden und wünschen wir Frieden jedem auf Erden, dem Russen wie dem Deutschen, dem Engländer wie dem Franzosen, dem Polen wie dem Ukrainer. Lassen wir Gott urteilen, was recht und was unrecht war im Leben der Völker. Unsere Sorge soll jetzt sein zu wirken, auf dass es doch noch einmal wirklich fröhliche und selige Weihnachten auf Erden gibt.

Der Schriftleiter.

Ach, wieviel giftdurchtränktes Lob wird Tag für Tag denen dargebracht, die an erster Stelle stehen! Welch verhängnisvoller Weihrauch! Und wie losgeschält von sich selbst muss die Seele sein, wenn sie dabei keinen Schaden nehmen soll!

(Hl. Theresia v. K. J.)



Der Blaser-Riepl horcht, was das Vieh redet in der heiligen Nacht

Von Reimmichel

Beim Tengelhafer in Martein sassen die Leute gerade beim "heiligen Mahl", welches am hohenWeihnachtsabend nach zwölf Uhr mittags eingenommen zu werden pflegte. Die Pfanne mit dem leckeren Schmalzmus hatte bereits das Feld geräumt oder war vielmehr geräumt worden, der Weihnachtsbrei hatte auch schon das Tageslicht hinter sich. — Als nun zuletzt der mit Süssigkeiten gespickte Nusszelten auf den Tisch rückte, waren die meisten schon gesättigt. Riepl (Rupert), der Grossknecht, von seiner Heimat der Blaser genannt, schnitt ein breites Stück aus dem Zelten heraus und reichte es der Mitterdirn Nandl. Die Nandl blitzte ihn mit ihren dunklen Augen freundlich an und schob einen grossen, rotwangigen Apfel an seinen Platz. Da schnitt Thrine, die alte, einäugige Stalldirn, eine bitterböse Grimasse auf die Mitterdirn herüber, denn sie stand von jeher mit der Nandl auf dem Kriegsfusse. Die anderen Dienstboten neckten den Grossknecht und die Mitterdirn, diese aber machten sich wenig daraus; denn sie hatten es schon richtig miteinander, und um Lichtmess wollten sie zusammenheiraten. Das konnten sie auch tun, denn der Riepl hatte sich mit seinen ersparten Kreuzern einen kleinen Hof gekauft, wo er mit der Nandl zu hausen gedachte. — Die beiden standen nicht mehr im jugendlichen Alter. Nandl ging schon stark in die Dreissig, aber ihr munteres Herschauen und die frischen Wangen liessen sie jünger erscheinen. An Riepl erkannte man schnell den Hoch-Vierziger, aber er repräsentierte immer noch einen rüstigen Bräutigam. In bezug auf die Geistesgaben war die Nandl ihrem Zukünftigen weit über; sie war leichtmerkig, findig und geschickt, der Riepl hingegen war schon von seinen Wiegenzeiten her etwas begriffsstützig und vernagelt . Lesen, Schreiben und Rechnen, selbst der Katechismus blieben ihm russische Dörfer; aber in einem Fache kannte er sich aus: Er wusste jeglichen Aberglauben, der im weiten Umkreise auf alle Zeiten des Jahres gestiftet war, und glaubte felsenfest an die Unfehlbarkeit desselben. — Als daher nach "dem heiligen Mahle" die Rede auf all die Wunderdinge kam, die sich zufolge alten Volksglaubens während der heiligen Nacht in Haus und Stall ereignen, nickte der Riepl verständnisinnig mit dem Haupte. — Die Grossdirn sagte:

"Riepl, möchtest nicht, statt in die Christmette heute Nacht zum Vieh in die Schule gehen? — Das Vieh soll gar so gescheit reden in der heiligen Nacht."

"Und gar zukünftige Dinge voraussagen!" mischte sich der Bauknecht in die Rede; "die Kühe möchten dir vielleicht gern was erzählen von deiner zukünftigen Bäuerin!"

"Der Bauknecht darf einmal sicher nicht in den Stall — die Ochsen könnten ihm das Stroh aus seinem Tappschädel herausfressen," gab die Nandl herüber, dann sprang sie auf und huschte zur Tür hinaus; die anderen lachten hell auf der Bauknecht aber kratzte sich hinter den Ohren.

"Will's keinem raten, in der heiligen Nacht das Vieh zu stören," warnte Thrine, die Stalldirn.

"Und warum nicht?" fragte der kleine Knecht.

"Warum nicht? Weil's das Vieh nicht leidet . . . Lass' dir's nur einmal erzählen, wie es dem alten Rindlhofer gegangen ist!"

"Wie denn?"

"Wie? Er ist halt in den Stall gegangen zu horchen.—Das Vieh hat auch geredet. Ein Ochs hat

gesagt: "Heut' haben wir einen dicken Stock im Barren; in drei Tagen werden wir ihn zu Grabe fahren!"—und richtig, am Sankt Johannistag hat man den Rindlhofer in den Friedhof getragen. . . . Das magst dir merken, Frosch, du grasgrüner!"

"Den Quatemberkindern geschieht nichts, wenn sie horchen," sagte jetzt der Riepl.

"Du bist ja ein Quatemberkind," bemerkte die Grossdirn.

"Sell woll!" — der Riepl.

"Dann musst's doch probieren," neckte der Bauknecht.

"Bin nicht neugierig," versicherte der Riepl, dabei lachte er aber so pfiffig, als er es zustande brachte . . . Allerdings hatte er sich schon längst den Plan gemacht, in der heiligen Nacht das Vieh im Stalle zu belauschen; es brauchte jedoch niemand seine Geheimnisse zu kennen. Er war vollkommen überzeugt, dass das Vieh heuer von ihm und von der Nandl reden müsse.—Durch das Vieh hoffte er in der heiligen Nacht mit Sicherheit zu erfahren, wie es ihm und der Nandl im neuen Stande gehen werde; denn er war ja ein Quatemberkind. — Sagen durfte er aber niemand etwas — selbst der Nandl nicht.

Der Bauknecht hatte das pfiffige Lächeln des Riepl bemerkt und sofort richtig gedeutet. — Wenn der Riepl einmal so pfiffig lachte, dann konnte man sich auf ein hochweises Schildbürgerstücklein gefasst halten.

Im Laufe des Nachmittags hatte der Bauknecht durch verschiedene Kreuz- und Querfragen bereits vollkommene Sicherheit erlangt, dass der Riepl heute im Stalle zu übernachten gedenke.

Die Hausräucherung war vorüber, das Nachtmahl ebenfalls, die drei Rosenkränze, welche am heiligen Abend in allen Häusern gebetet werden, kamen heute etwas rasch weg, hernach las das Rosele aus dem alten Evangelienbuche wunderschön die drei Evangelien von der heiligen Nacht und dem Christtage nebst einer frommen Erklärung — dann suchten alle eine kurze Nachtruhe.

Vom Kirchturme schlug es gerade 10 Uhr, als eine dunkle Gestalt beim Tengelhofer in die Scheune huschte. — Es war Riepl, der Grossknecht. — Drinnen suchte er auf dem Heuboden ein Futterloch, das auf einen leeren Barren in den Stall hinuntermündete. Er warf einige Büschel Heu durch das Loch, und dann rutschte er selber über ein Brett hinunter in den Barren. So vorsichtig und heimlich er seine Abfahrt auch bewerksteligt hatte, es entstand



doch einiger Tumult unter dem Vieh; erst nach geraumer Weile beruhigten sich die Tiere. Es war behaglich warm im Stalle, der Riepl lag weich gebettet im Heu, und doch fühlte er sich nicht ganz wohl im Viehbarren. Eine unheimliche Stille herrschte, nur ab und zu vernahm man das Hauchen oder das Wiederkäuen eines Rindes—von draussen herein scholl das eintönige Bellen der Habergeiss (Nachteule): "Pipipipi!" Soeben stieg der Mond hinter dem Walde empor und warf einen geisterhaften Schein durch das trübe Glas der Stallfenster. Dem Riepl wurde von Minute zu Minute unheimlicher.—Auf einmal tönten vom Kirchturm im gewaltigen Chor die Glocken hinaus in die Nacht. Es war, als ob jede eine lebendige Seele habe und aus ganzer Seele ihren Ladruf hinaussinge in die Berge und Täler. — Dem Riepl drangen die Glockentöne durch Mark und Bein — so unheimlich hatten die Glocken noch niemals geklungen. — Jetzt schwiegen sie, und jetzt setzten sie wieder ein im vollen, majestätischen Dreiklang. —

Nun musste die Christmette in der Kirche begonnen haben. Der Riepl wischte sich leise die kalten Schweisstropfen von der Stirn. — Doch was war das? — Ein gespenstiger Laut. — Jetzt wieder ein tiefes, langgedehntes: "Määh!"—Und nun begann es wirklich in menschlichen Stimmen zu reden. — Schecke, die alte Kuh im gegenüberliegenden Winkel, eröffnete die Unterhaltung. Sie sagte mit dumpfer Stimme:

"Unsere Stunde ist da . . . sind alle wach?"

Das Vieh wurde unruhig, brüllte und riss an den Ketten. Ueber eine Weile sagte der braune Ochs auf der anderen Seite:

"Alle sind wach: "Kuh, Kalb, Bock und Schaf!"

"Ist kein's zuviel?" fragte die Schecke wieder.

Nun lachte der Geissbock hinter der Planken hervor und rief im lauten Meckertone:

"Einer ist zuviel — der grösste Ochs — er liegt im hintersten Barren."

"Wie schaut er aus?" fragte die Kuh.

Der Bock meckerte wieder:

"Kleinen Kopf und grosse Ohr'n, weites Maul und keine Horn' . . . meck, meck, meck!"

"Was will er hier?" — die Kuh.

"Seine langen Ohren strekken!" — der Bock.

"Wenn's ihn nur nicht reut!" — die Kuh.

Es entstand eine Pause, und der Riepl klapperte mit den Zähnen.

Nach einem Zeitl begann folgendes Gespräch:

Die Kuh: "Was bringt das neue Jahr?"

Der falbe Ochs: "Muh, muh, muh — Fastnacht Schnee, Peterstag viel Heu, Jakobi schweren Hagel."

Die Kuh: "Was noch?"

Der braune Ochs: "Dem Bauer Zwilling in die Wieg'n; — aus dem Haus ein Paar — und ein halbes."

Die Kuh: "Wieso? Wieso?"

Der braune Ochs: "Die Nandl mit dem jungen Birnhofer — und der Riepl mit der einaugeten Thrine."

Ein Schaf: "Nicht wahr, nicht wahr! — Der Riepl kriegt die Nandl."

Der Bock: "Meck, meck, meck — die Nandl kann gut foppen —; der alte Krampen ist ihr z'dumm; sie macht ihm Maul und nimmt den andern."

Die Kuh: "Ist's wahr? Ist's wahr?"

Bock und Ochs und Kalb: "Aufs Haar, aufs Haar, aufs Haar."

Das Schaf: "Der Riepl nimmt die Thrine nicht."

Der Bock: "Aber die Thrine nimmt den Riepl!—Meck, meck, meck!"

Die Kuh: "Wie geht die Geschichte weiter mit der Thrine und dem Riepl?"

Der Bock: "Bei der Hochzeit hat er Flausen, nach vierzehn Tag 's Grausen, nach einem Vierteljahr tut sie ihn hussen, und übers Jahr kriegt er Pumpernussen."

Die Kuh: "Ists wahr? Ists wahr?"

Bock, Ochs und Kalb: "Aufs Haar, aufs Haar, aufs Haar."

Es entstand eine lange Pause. Der Riepl ballte die Fäuste. Am liebsten wäre er herausgesprungen und hätte den Bock bei den Ohren genommen. Aber er wagte nicht, sich zu regen. Jetzt sagte die Kuh:

"Die Stund ist aus, gute Nacht!"

Frohe Weihnachten

und ein

Gnadenreiches Neues Jahr

wünscht allen Lesern und Freunden

DER MARIENBOTE



"Gute Nacht! Gute Nacht!" schollen viele Stimmen durcheinander. Zuletzt kam noch der Bock: "Gute Nacht! Meck, meck . . . Glückseliges neues Jahr! Meck, meck!"

Dann herrschte Stille. Nach langer Zeit stieg der Riepl vorsichtig aus dem Barren und kroch auf allen Vieren aus dem Stalle. — Als er fort war, wurde es lebendig. Drei dunkle Gestalten kamen hinter den Futterkrippen hervor und hielten sich den Bauch vor Lachen. Es waren der Bauknecht des Tenglerhofers und zwei Burschen aus der Nachbarschaft.

* * *

Am nächsten Tage, beim festlichen Weihnachtsmahl, sass der Blaser-Riepl wie ein begossener Pudel hinter dem Tische. Er schaute weder links noch rechts, steckte seine Nase tief in die Schüssel und sprach kein Wort. Die anderen Dienstboten neckten und stichelten, — der Bauknecht lachte, dass ihm die Tränen über die Wangen rollten. Da reichte Thrine, die Stalldirn, dem Riepl einen süssen Krapfen herüber und sagte:

"Aber, Riepl, du machst heut ein Leichenbittergesicht! — Da, iss einen süssen Krapfen — der hilft gegen Herzbrennen!"

Der Riepl wurde puterrot, riss den Kopf in die Höhe, warf der Thrine ihren Krapfen mitten ins Gesicht und schrie:

"Alte Flatter, du garstige — mich kriegst nicht, und magst dein Katzenauge noch so scheinheilig verdrehen!"

Die Thrine spreizte ihre Finger auseinander und wollte dem Angreifer in die Haare schiessen; aber Nandl hielt die Rasende zurück und sagte vorwurfsvoll zum Grossknecht:

"Riepl, was treibst denn. Bist ganz aus dem Häusl?"

Da schrie der Riepl aus vollem Halse:

"Larve, du falsche! . . . Mit dir red ich überhaupt nichts mehr, — kannst einen andern foppen und dir selber das Maul machen — wir sind miteinander fertig, ein- für allemal!"

Es gab einen gewaltigen Lärm und Tumult, die Nandl lief weinend zur Türe hinaus.— Nun setzte der aBuer eine ernst Miene auf und erklärte:

"Riepl, meine Leute lass ich nicht schimpfen, dass du's weisst! — Ich mein', du bist wieder einem Schalksnarr auf den Leim gegangen, und die Unschuldigen müssen es entgelten."

Der Riepl aber schrie:

"Ich weiss schon, was ich weiss, und will dir auch was erzählen, wenn du neugierig bist. — Kannst dir eine grosse Wiege richten, oder gar zwei — bekommst zwei junge Quartierleut! . . . Um Fastnacht machts einen grossen Schnee, und um Jakobi tut's schauern. Jetzt siehst, dass ich etwas weiss."

Aller Augen richteten sich besorgt auf den Riepl, während der Bauer mit dem Finger nach dem Hirnkasten deutete; — der Bauknecht aber lachte immer noch. Endlich sagte er:

"Riepl, bist am End gar heute Nacht im Stall gewesen und hast dir vom Vieh die Neuigkeiten erzählen lassen?"

"Das geht niemand nichts an!" knurrte der Riepl.

Nun lachten alle wieder zusammen. Die Geschichte war jetzt klar und das Rätsel gelöst. Die Bäuerin aber sprach:

"Ein guter Christ geht in der heiligen Nacht zur Kirche und nicht in den Stall, um sich vom bösen Feinde allerlei Träume vorgaukeln zu lassen."

Zornig entgegnete der Riepl: "Ich weiss, was ich weiss!"

Damit rannte er fort und schlug die Türe hinter sich zu.

* * *

Vierzehn Tage später trat beim Tengelhofer richtig ein freudiges Ereignis ein — aber es erschienen nicht zwei Buben, sondern ein Mädchen. Der Riepl stutzte. — Sollte der Malefizbock gelogen haben? — Am nächsten Sonntage wurde der Birnhofer verkündet, aber nicht mit der Nandl, sondern mit der Rauch-Stine. — Nun verlor der Riepl alle Fassung. Wie ein armer Sünder kam er zur Nandl und bat um Verzeihung. — Das verlogene Bockvieh, dem er noch den Hals umdrehen wolle, habe ihn betrogen und das Unheil verschuldet.

Die Nandl wusste bereits alles vom Bauknecht. Sie hatte lange schon gewartet, dass der Riepl komme. Anfangs schmollte sie und stellte sich gekränkt. Dann hielt sie dem Riepl eine gesalzene Predigt über das erste Gebot Gottes. Schliesslich zündete sie ihm noch ein grosses Licht auf, und der Riepl fasste einen bitteren Grimm auf den Bauknecht. Trotzdem wurde der Bauknecht dem Riepl sein Hochzeitslader, und nach vier Wochen gab es eine lustige Heirat. Die Nandl und der Riepl sind heute ein glückliches Ehepaar.

Ein Gottesgericht

An einem heiteren Sonntagnachmittag begaben sich, unweit Perpignan, in dem Dorfe Pia, acht junge Männer, lauter kraftstrotzende Gestalten, in die Dorfwirtschaft.

Das Wirtschaftslokal war überfüllt. "Es bleibt kein einziger Platz mehr übrig", sprach die Wirtin, "da ihr aber gute Kunden seid, stelle ich euch eine Kammer im ersten Stock zur Verfügung; dort werde ich euch dann auch bedienen."

Die acht Freunde begaben sich in das Zimmer und nahmen am Tische Platz. Sie besprachen die Tagesneuigkeiten, als einer unter ihnen, Eystrach mit Namen, ein grosses Kruzifix, am Kopfende eines Bettes, erblickte. Lästernd sprach er: "Dem dort müssen wir einen Trunk geben." Der Gotteslästerung folgte die Tat; er nahm das Kreuzesbild u. trunkte es, unter dem Beifall seiner Kameraden in einen Becher Wein.

"Wir wollen doch auch sehen was er in der Brust hat", sprach Markus und zerschlug die Brust des Heilandes, indem er sich mit seinen Kumpanen den Anschein gab, eine Autopsie vorzunehmen.

"Das genügt nicht", schrie Aymard. "Wir werden ihm ein Bein abschneiden, um zu sehen, ob er auch Blut in den Adern hat." Und er schnitt das rechte Bein des Heiligen Bildes ab.

Diesen himmelschreienden Freveltaten folgte die furchtbare Strafe Gottes.

Estryach, der des Kreuz in Wein getunkt hatte, ging einige Tage nachher baden und ertrank.

Markus, der des Gekreuzigten Brust zerschmettert hatte, starb an der Schwindsucht; fünf seiner Kumpane erlagen nacheinander demselben Leiden, ohne die heiligen Sakramente zu haben.

Nur einer der Frevler lebt noch, um von der ungeheuren Freveltat und ihrer Strafe Zeugnis zu geben: es ist Aymard, der dem Gottesbild das rechte Bein abgetrennt hatte.

Er wurde plötzlich von einer schrecklichen Pein im rechten Bein befallen und die Aerzte entschlossen sich, das Glied zu amputieren. Der Arzt, der die Operation vornahm, war betroffen, als er in dem abgetrennten Glied kein einziger Tropfen Blut sich befand.

Aymard ist seither wie umgewandelt, reuig tut er Busse für seine Freveltat, um die Verzeihung Allerhöchsten zu erlangen.

Fürwahr, Gott lässt seiner nicht spotten.

Die Welt mit ihrem Gram und Glücke
Will ich, ein Pilger, frohbereit,
Betreten nur wie eine Brücke
Zu Dir, Herr, über'n Strom der Zeit.

Die grössere Liebe

Von P. Jos. Schneider O.M.I.

Wieder naht sich die Gebetsoktav zur Wiedervereinigung im Glauben. Wieder steigen tausend Flehgebete hinauf zum Vater der Lichter zur gegenseitigen Verständigung und Aussöhnung in der christl. Religion.

Aus tiefstem Herzen werden sie kommen bei denen, die sie hinaufsenden. Wissen und fühlen sie doch, dass uns etwas überaus Zartes und Notwendiges fehlt in der Stadt und auf dem Land wie in der Gesamtheit der Nation. Es ist die Gemeinsamkeit im Denken; die Uebereinstimmung in der religiösen Ueberzeugung; die Einheitlichkeit der Weltanschauung. Zu ihrer Wiederherstellung bedarf es des Hl. Geistes und Seines Gnadenwirkens in den Seelen. Und deshalb beten wir. Denn das Gebet allein kann den Gnadentau der Verdienste Jesu Christi, die im Himmel aufgespeichert liegen, flüssig machen und zur wirksamen Sinnesänderung in die Herzen leiten. Einzelfälle solcher Bekehrungen ereignen sich alltäglich bei den verschiedenen Völkern, und die Zahlen derer, die sich alljährlich in den Schoss der Mutterkirche zurückfinden, sind sehr tröstlich. In den Ver. Staaten allein schwanken sie jedes Jahr zwischen 60—80,000. Leider steht ihnen auf der andern Seite eine fast gleiche Masse des Abfalls gegenüber: die unselige Folge gemischter Ehen, glaubensfeindlicher Schulen und zerrütteter Familien. Dennoch, wäre das Bild nicht ungleich schwärzer ohne die Conversionen? Diese sind neben den Erfolgen der Heidenmission der helle und tröstliche Lichtfleck in der neuzeitlichen Kirchengeschichte. — Deshalb wollen wir herzlich mitbeten zu ihrer Förderung und Vermehrung!

Darüber hinaus lasst uns herzliches Einvernehmen pflegen mit den Nichtkatholiken. Der Priester kann in der Beziehung einiges tun; so, wenn er sein Haus allen, ohne Unterschied des Bekenntnisses, immer weit und freundlich offen hält. Mehr noch obliegt die Pflicht der Freundlichkeit unsern Laien in der Welt! Denn die Bemühungen des besten Priesters um Andersgläubige wird man stets zu bemakeln suchen. "Es ist halt business bei ihm, wird man sagen, und er sucht nichts anderes als Geld". Den Männern und Frauen, die in feiner Weise auf ihre nichtkatholischen Mitbürger einzuwirken suchen, kann man solche Verdächtigungen nicht anhängen. O dass doch jeder katholische Mensch sich um dieses herrliche Apostolat bemühen wollte! Natürlich in unaufdringlicher, gewinnender Weise! Ewige Kritik und Anklage führen zu nichts; sie wirken wie Schreckschüsse und treiben das edelste Wild in unerreichbare Ferne. Gibt's nicht einen viel besseren Weg? Ich meine den Weg persönlicher Fühlungnahme; warmherziger Freundschaft; Betonung des Gemeinsamen, das uns verbindet; Anerkennung des Guten und Empfehlenswerten auf der anderen Seite. Und all das bei voller Wahrung aller Ansprüche der einzig wahren Kirche.

Diese Liebe bringt einander nahe und lehrt einander verstehen. Sie regt sich nicht auf bei Aeusserung von Vorurteilen und erbittert sich nicht bei Anklagen, die offensichtlich auf Unkenntnis oder Missverständnis beruhen. Sie wird überall nach Entschuldigungen suchen und sie auch überall zu finden wissen. Steckt nicht die Geschichte voll davon? Blatt für Blatt liefert sie dem Hellsehenden den Beweis, dass nicht das Volk den grossen Abfall des 16. Jahrhunderts gewollt und heraufbeschworen hat. Immer wieder waren es Rädelsführer und vereinzelte Revolutionäre. Und die treibende Kraft bei ihnen? Beleidigter Stolz; Verlangen nach Mehrung politischer Macht; die Gier nach den Schätzen der Kirche, ihrer Klöster und Schreine. Zur Errei-



O du liebes Jesuskind

chung ihrer Ziele war ihnen irgend etwas gut genug: sie arbeiteten mit Lüge und Verleumdung, mit Schlagworten; mit List und roher Gewalt. So wurde z. B. das englische Volk der Kirche entfremdet. 900 Jahre hatte es mit Stolz zu ihr gehört; von den Zeiten Gregor's des Grossen, der um 600 Benediktinermönche zur Verchristlichung Britanniens entsandte, bis hinauf zu Heinrich VIII. und seiner greulichen Tochter Elisabeth, die das Inselreich mit Gewalt der Kirche entrissen. In Wirklichkeit wurde es von der Religion der Väter hinweggepeinigt.

Das gleiche Schicksal wurde Irland zuteil. Man raubte ihnen das Vieh, nahm ihnen den Weizen, verbrannte ihre Farmen. Schutz- und mittellos trieb man sie wie Schlachtschafe in die Einöde der nordwestlichen Provinzen. Nicht wenige stürzten sich hier vor Hunger und Verzweiflung samt ihren Kindern in die tobende See.

Wie ist's in Deutschland hergegangen? Auch dort war der Abfall von Rom nicht vom Eifer um's Wohl des Volkes getragen. Die zahlreichen Fürsten und Fürstchen suchten eine Vergrösserung ihrer Hausmacht auf Kosten des Kaisers und des Reiches. Die religiösen Unruhen boten ihnen die willkommene Gelegenheit dazu. Die Umstürzler gaben ihnen zum Herrscherstab auch noch die Stola und zu ihrer weltlichen Macht die Gewalt über die Gewissen ihrer Untertanen. Zur Vollendung der Tyrannei erfand man dann noch das unmenschliche Gesetz: "cujus regio ejus et religio". Kraft dieses Paragraphen hatten die Bürger ihre religiösen Anschauungen und Uebungen stets denjenigen des Landeshauptes anzupassen.

Was wollten die Leute machen? Unter den Sturzwassern der allgemeinen Verwirrung? Wo ihr Leben und Eigentum ständig auf dem Spiele stand? Die katholischen Gotteshäuser wurden beschlagnahmt; die echten Hirten verbannt und eingekerkert. Den falschen Predigern liess man freien Lauf. Die Messe wurde immer wieder als Götzendienst verschrien, die Beichte ein Greuel genannt. Der Papst wurde als Antichrist betitelt und die Kirche als Hure von Babylon. Und all das hing nicht wie eine vorüberziehende Wetterwolke über dem unglücklichen Volk sondern wie ein Schreckgespenst, das sie dauernd beängstigte und nicht mehr weichen wollte. Unter solchen Anschlägen treu zu bleiben, das forderte mehr als kalte Ueberlegung; es forderte übermenschliche Ruhe und die Stärke der Martyrer. Kein Wunder, dass auf die Dauer viele vor seelischer Erschöpfung und Ratlosigkeit sich auf die andere Seite zerren liessen. Was hätten wir getan? Und die Nachkommen dieser Losgetrennten sind die Nichtkatholiken, die heute allenthalben unsre Wege kreuzen. Die next door von uns wohnen und in school board und town council am selben Tisch mit uns beraten. Sie sind manchmal verhetzt, dort wo sie unter den Einfluss der Orange Lodge geraten sind. Nicht selten sind sie voller Vorurteile. Und doch quält sie meist ein unbestimmtes Sehnen nach etwas Besserem. Beweis dafür ist, dass viele sich aus einer religiösen Bewegung in die andre stürzen: von den sogenannten Evangelischen gehen sie über zu den Holy Rollers oder Bible Students oder Latter day Saints oder zu den Witnesses of Jehowa. Oder sie verlassen die religiöse Linie ganz und schliessen sich einer humanitären Vereinigung an wie der Salvation Army oder dem Rotary Club.

Bieten uns diese Zustände nicht herrliche Gelegenheiten, um suchenden Seelen Retter und Wegweiser zu sein? Die katholische Kirche ist ihnen nur zu oft völlig unbekannt; ist ihnen im falschen Licht gemalt worden; kommt deshalb für sie garnicht in Frage. War da vor wenigen Jahren ein Prediger in den Ver. Staaten. Er schien sich in immer grössere Widersprüche zu verwickeln und war auf dem besten Weg vom Zweifel in die Verzweiflung. Es bedeutete eine grosse Trübsal für ihn und noch mehr für seine Gattin, die ihn einmal aus idealem Drang zu religiöser Mitarbeit geehelicht hatte. Wo sollten sie sich hinwenden? Auf nichtkatholischer Seite bot sich ihnen überall das gleiche Bild der Hoffnungslosigkeit. Die Kirche von Rom erschien ihnen aus weiter Ferne wie ein böser Traum. Und doch landeten sie eines Tages in ihrem Schoss. Ein katholischer Freund, der um ihre Not wusste, hatte ihnen voll Mitleid die Anregung gemacht, ihre Lehren und Ansprüche in aller Ruhe zu prüfen. Wie ihnen, mag es manch anderen ergehen. Böt sich ihnen nur eine gütige Hand, die sie auf den rechten Weg geleitet! Wir können und müssen ihnen diesen Dienst erweisen!

Unsere Kirche ist doch nun einmal der christliche Bruderbund auf Erden. Sie hat die göttliche Liebe und streut sie aus. Nicht nur in der Heidenmission, sondern mitten unter uns. In zahllosen Waisenhäusern, Altersheimen, Hospitälern. Durch ungezählte Vereine, Bru-

derschaften, ,Orden, Congregationen. Sie atmet Liebe zu Christus und allen Gliedern Seines Leibes. Kein Leid und Weh auf dieser Welt, das sie nicht bemitleidet! Keine Wunde, zu der sie sich nicht barmherzig niederbeugt! Ihr ganzes Sinnen und Schaffen zielt hin auf den Sieg der Wahrheit u. der himmlischen Liebe. Wir sollen ihr bei diesem Werk behilflich sein. Sollen uns bemühen, andern zur Bekenntnis dieser Tatsache zu verhelfen!

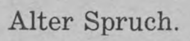


Waldweihnacht

Hörte ich da von der Frau eines Predigers, die ihrem ersten Kind das Leben schenken sollte. Durch freundschaftliche Beziehungen zum Arzt geriet sie in ein Schwesternhospital. Es war das erste Mal, dass sie mit katholischen Ordensfrauen in engere Verbindung trat. Ihre begreifliche Spannung und Neugierde wich gar bald dem herzlichsten Einvernehmen. Immer wieder musste sie nach den Nonnen klingeln und immer wieder mit ihnen reden. Sie erwartete keine Hilfeleistung von irgend einer nurse; es mussten Schwesternhände sein, die sie bedienten. Nach vielen Beobachtungen und nachdem sie viele Vergleiche gezogen, fiel endlich von ihren Lippen das schöne Wort: "Mir scheint, dass in der katholischen Kirche die grössere Liebe ist", und sie verbreitete sich darüber in einem wahren Lobgesang.

Ist das nicht schön? Wie schön wäre es erst, wenn Du einer suchenden Seele durch Gebet und freundlichen Zuspruch zu solcher Erkenntnis und zu solch einem Bekenntnis verhelfen würdest.

Wahrspruch für das neue Jahr

Wie du glaubest, so lebest du,
Wie du lebest, so stirbst du,
Wie du stirbest, so fahrest du,
Wie du fahrest, so bleibest du:
Im Himmel zur Freud,
In der Hölle zum Leid.
Deswegen
Glaube nicht alles, was du hörst,
Tue nicht alles, was du magst,
Sage nicht alles, was du weisst,
Begehre nicht alles, was du siehst,
Brauche nicht alles, was du hast,
Zeige nicht alles, was du kannst,
Richt nicht mich und die Meinen,
Sorg für dich und die Deinen,
Sieh auf dich und nicht auf mich,

Tu nicht Unrecht und hüte dich!

Alter Spruch.



Das Christkindlein hat geholfen

Von Maria Poltiski

Der Maurer Walter war kein Kind des Glükkes. Von Jugend auf an Arbeit, an harte Arbeit gewöhnt, arbeitete er gerne und war mit seinem sehr bescheidenen Los zufrieden. Jetzt aber war die Zeit der Prüfung, die Zeit der Not gekommen. Der Arme, bei dem es heisst: Aus der Hand in den Mund, hat keinen grossen Sparpfennig zuzusetzen, und der Winter ist kein Freund der Armut. So sah sich Walter, den es in diesem Winter trotz aller Bemühungen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse nicht gelingen wollte Arbeit zu erlangen, erschrecklich schnell dem Elend gegenüber. Anfangs freilich hatte seine Frau noch redlich das Ihrige getan, durch allerlei Arbeit, wo und wie sie sich ihr bot, die Not, den Hunger von den ihren fern zu halten. Dann aber hatte die zu grosse Anstrengung sie selbst aufs Krankenbett geworfen und nun—kaum genesen, entkräftet von Mangel und Sorge, was sollte nun aus ihnen werden? Das hilflose Kleine schreit nach Nahrung, der kleine Joseph sah blass und elend aus, dass es ein wahrer Jammer war und Mariana, das älteste der drei Kinder der Eltern lichter Sonnenstrahl und Liebling, hatte auch nicht mehr die gesunde, frische Farbe, die es sonst geziert. Und man war im strengen Winter—kein Geld, keine Arbeit, — kaum noch ein Stück Brot, kein Scheitchen Holz — was sollte daraus werden? "Mutter mich hungert!" sagte Mariana. "Gib mir doch ein Stückchen Brot!" Und wie der kleine Joseph "Brot" hörte, vergass er sofort sein Spiel und wiederholte jammend "Brot". Der armen Mutter traten Tränen in die Augen. "Wartet nur noch ein klein wenig, Kinder,, sagte sie tröstend, dann kommt der Vater heim. Die arme Frau glaubte selbst nicht, was sie sagte. Wohl war ihr Mann schon seit Stunden fort, doch würde es ihm wohl heute anders gehen als sonst?



Mutter, fragte jetzt Mariana, meinst du, dass das Christkind auch zu uns kommt?" Vielleicht, mein Kind, wenn du Es recht schön bittest!" Schritte ertönten jetzt auf der schmalen, steilen Stiege. Es war der Vater. "Nichts — wieder nichts!" sagte er, mit verzweiflungsvollen Mienen sich auf einen Stuhl werfend. "Wenn wir nicht betteln oder stehlen wollen, so müssen wir alle Hungers sterben oder —" Er schwieg, dann fuhr er fort: "Gott hat uns vergessen und verlassen, sonst nähme Er sich unserer unschuldigen Kinder an und liesse sie nicht Hunger leiden!" Lästere nicht, sprach bewegt die Frau Walter. Gott helfe uns aus unserer Not!" Heist es doch: Wo die Not am grössten, ist Gottes Hilfe am nächsten. Vielleicht hilft der Herr durch gute Menschen! Gute Menschen, wiederholte bitter der Mann. Wo sind die zu finden? Nein, Frau, wenn nicht ein Wunder geschieht, so ist uns nicht zu helfen. Mariana war indessen leise zur Tür hinausgeschlüpft. Sie hatte von dem Gespräch der Eltern soviel gehört, dass der Vater wieder nichts heimgebracht. Aber hatte die Mutter nicht gesagt, das Christkind käme vielleicht, wenn Mariana es recht schön darum bitte Und darum schlich sie jetzt zur Türe hinaus. Die Pforten des Domes standen noch offen. Schüchtern trat hier wohnte ja der liebe Gott, und wo der liebe Mariana ein. Hier wars so ruhig und andächtig, Gott wohnt, da kann ja auch das Christkindlein nicht fern sein. Leise näherte sie sich dem Altare und da war es ihr, als ob die liebe Mutter Gottes ihr freundlich zunicke, die das holde Jesukind auf ihrem Arme trug. Das Mädchen kniete nieder, faltete die Händchen und betete, wie ein Kind nur beten kann, mit dem gläubigen, reinen Vertrauen einer unschuldigen Kinderseele. "Lieb Christkindlein", sprach es mit halblauter Stimme "ich bitte Dich recht schön um eine Christbescherung. Schau mein Vater und meine Mutter haben gar kein Geld und können mir und dem Brüderchen und Schwesterchen nichts kaufen, und



wir haben kein Holz und kein Brot. Gib uns doch einen Weihnachtsbaum mit Lichtern und Aepfeln, und eine Christbescherung wie den andern Menschen. Dein Haus im Himmel ist uns ganz nahe, Du hast gar nicht zu weit zu uns, wir wohnen Marienstrasse 10, hoch in der Dachstube, und ich heisse Mariana Walter. Eine Puppe hätte ich so auch noch gerne. Nicht wahr, lieb Chirstkindlein, Du hast mich gehört und wirst mein Mütterchen, das jetzt immer krank ist, gesund machen und uns zum heiligen Christfest bescheren. Das kleine Herz war erleutert, das Kind stand auf und ging heim. Mariana hatte nicht bemerkt, dass nicht nur Gottes Auge sie gesehen, sondern das auch eines Menschen Blick mit warmen Anteil auf dem dürftigen Kinde ruhte, und dessen gläubig Bitten mit offenem Ohr und offenem Herzen hörte. Der Mann, der dort am dunklen Pfeiler lehnte, war sehr reich an Geld und Gut, und doch arm und traurig im Herzen. Da schien des Kindes frommes Gebet ihm nun ein Wink von oben heute am Weihnachts-Heiligenabend. Die Eltern daheim hatten Mariana kaum vermisst. Arme Leute können nicht bei Schritt und Tritt auf ihre Kinder achten, sondern müssen sie gar oft dem heiligen Schutzengel, der Kinder besonders gern begleitet, überlassen. Auch ging das Kind, das alle, die es kannten, lieb hatten, häufig zu den Nachbarsleuten, die wenigstens so viel verdienten, um ein warmes Stübchen und ihr tägliches Brot zu haben. Der Vater hatte, ermüdet von Mangel und Suchen nach Arbeit, sich aufs Bett geworfen und brütete in dumpfem Grolle über sein hartes Schicksal nach. Die beiden kleinen Kinder suchten und fanden Vergessenheit gegen das Erdenleben im Schlaf. Nur die arme Mutter müht sich vergeblich ab, irgend etwas zu ersinnen, was augenblicklich Hilfe schaffen könnte. Vielleicht borgt eine gutherzige Nachbarin, vielleicht borgt der Krämer an der Ecke drüben noch ein einziges Mal. O, ein Mutterherz ist ja unerschöpflich, wenn es gilt, die Not der ihrigen zu lindern. Hatten sie denn wirklich gar nichts mehr? Ja — das Gebet, den Glauben hatten sie noch an die Allmacht Gottes und das Vertrauen auf seine unendliche Güte. Ein inniges Gebet stieg in dem Herzen der armen Frau zum Himmel auf. Da kamen leichte, schnelle, kleine Kinderfüsse die Treppe heraufgeeilt — Mariana war's, ihre Augen leuchteten erwartungsvoll. Mutter, war das Christkind noch nicht da? Der armen Mutter tat das Herz weh bei des Kindes Frage. Ach, sie hatte ja nicht einmal eine warme Suppe für die armen Kleinen, heute am Weihnachtsabend. Horch! Trapp, trapp, trapp, kam's jetzt die Stiege herauf. "Das ist das Christkind", rief Mariana voll Entzücken. Doch niemand kam herein, und wieder ging jemand die Treppe hinunter. Da machte Mariana ein wenig die Türe auf. "Mutter, Mutter!" rief sie jubelnd. "O komm, o schau, das Christkindlein hat uns nicht vergessen, hat auch uns beschert." Erstaunt traten die Armen näher — auch der Vater erwachte aus seinem dumpfen Groll — und alle trauten ihren Augen kaum. — Da leuchtete ihnen ja aus der Dunkelheit ein grosser, heller Korb entgegen, und obenauf lag ein Zettel mit den Worten: "Für Mariana Walter vom Christkindlein." Was der Korb enthielt, das war genug, um die grösste Not der Armen für paar Tage fern zu halten, doch auch der gewünschte Tannenbaum mit Lichtern fehlte nicht, und Aepfel, Nüsse, sogar die Puppe, alles war da. Mariana war ganz ausser sich vor Jubel. Doch endlich erzählte sie den ganz fassungslosen, tiefbewegten Eltern, dass sie vorhin das liebe Christkindlein in seinem eigenen Hause, der Kirche, aufgesucht, und es dort recht schön gebeten habe, doch auch ihnen heute eine Bescherung zu schenken. Frau Walter faltete die Hände zum Gebete und sprach mit leisem Vorwurf zu dem gerührten und beschämten Manne, dem die Tränen in die Augen traten: "Siehst du wohl, der liebe Gott lässt noch Wunder geschehen. Er wird auch weiter helfen. Und er half." Das heilige Weihnachtsfest brachte einen Besuch ins Dachkämmerlein, der Arbeit und Hilfe aus der Not brachte, nachdem er alles Nähere erfahren hatte. "Eurem Kinde danke ich's, sprach der barmherzige Mann, dass auch ich Weihnachten gefeiert habe, trotz Einsamkeit und Kummer." Nun wussten auch der Maurer und seine Frau, wer des Christkindleins Bescherung ihnen zugesendet. Mariana aber blieb dabei, dass das Christkind nur gekommen sei, weil sie es in der Kirche aufgesucht und es so schön gebeten habe. Und im Grunde war's ja auch so.



Aus den Schriften eines Bauerndichters

Zum Vorlesen am Heiligen Christtag.

"Meine lieben Landsleute! Heute will ich einmal eine Predigt halten zu Hilf und Trost für die Armen und Kleinen. — Passt auf, ich stell' ein paar Fragen. — Wem ist in der ersten heiligen Nacht die Ankunft des Weltheilandes verkündet worden- Zu wem hat denn der Engel die freundlichen Worte geredet: "Fürchtet euch nicht, ich verkünde euch eine grosse Freude!"? Wer ist denn an erster Stelle zugelassen worden, das göttliche Christkind anzuschauen, anzubeten und anzurühren?—Es waren arme, weltvergessene Hirtenleute, einfache, fromme Bauern.

In der Königsstadt Jerusalem droben — das ist bloss zwei Stunden von Bethlehem fort — da waren viele noble und gescheite, reiche und mächtige Herren. — Der König Herodes hat in seinem goldenen Bett auf weichen Federn und Purpurdekken geschlafen, aber er hat nichts erfragt von der grossen Freude drunten in Bethlehem, die aller Welt zuteil werden soll. Die Engel haben ihn in der heiligen Nacht keineswegs aufgeweckt; sie haben ihn schlafen und schnarchen lassen; er hat vielleicht einen recht bösen Traum geträumt und am End' hat ihn gar der Trud' (Alp) gedrückt. In Jerusalem waren reiche Geldmänner, die auf ihren Geldkisten gelegen sind, damit ihnen ja niemand hineinschmecke und einen roten Helhart sie auch geruht haben auf ler herauswünsche. Und wie hart sie auch geruht haben auf ihren Talern und Dukaten — die Engel haben sie nicht geweckt und nicht hingeführt zum neugeborenen König, der alle Reichtümer und Güter in seiner Hand hält. — In Jerusalem droben waren viele stolze Pharisäer die gar nicht gewusst haben, wie hoch sie ihre Nase tragen sollen, die gemeint haben, weil sie von Abraham abstammen,, so hätten sie einen Freibrief mit Siegel und Unterschrift in der Tasche für ihre Laster und Sünden und könnten mit Ross und Wagen in den Himmel hineinfahren. In Jerusalem waren viel eitle Gelehrte und Professoren, welche ihre Nase jeden Tag in eine heidnische Zeitung und in Rätselbücher hineinsteckten, die vor lauter Gescheitheit das Gras wachsen hörten, die vor lauter Aufklärung brodelten und gärten wie der Wein im Frühjahr. Aber die Engel flogen nicht zu ihren Fenstern hinein; sie liessen sie fein ruhig duseln und träumen. All die Herren erfuhren kein Sterbenswörtchen vom grössten Wunder und vom höchsten Glück, das sich so heimlich und so nahe bei ihnen niedergelassen hatte. In Jerusalem droben wachte vielleicht da und dort eine eitle, reiche Frau, die eben ihren samtenen Wintermantel ausbürstete, ihre seidenen Rökke und Tücher ausbügelte; aber kein Engel schritt zur Türe hinein und sagte: "Komm' und nimm' eine warme Decke, ein Seidentuch, wickle den König der Könige ein, der drunter in Bethlehem friert und darbt."

Die Engel flogen hinaus aufs Feld zu Hirten,, Hirtinnen, Bauern und Bäuerinnen, die arm und einfältig, demütig und fromm lebten, die schon lang das Heimweh um den Messias hatten.

... Akkurat so ist's heutzutage. Auch heute kommt um Weihnachten das Christkind nicht zu den Stolzen und Gewaltigen, nicht zu den Aufgeblasenen und Aufgeklärten, nicht zu den eitlen Putzdamen und seidenen Gänsen, nicht zu den reichen Geizhälsen und Geldkönigen, sondern zu den Armen und Kleinen, zu den Demütigen und Frommen, die eine Lieb' und Treu' für ihren Herrn und Gott im Herzen tragen — zu allen, die guten Willens sind.

Darum, mein liebes christliches Bauernmensch, wenn du auch nichts verstehst von der Weltweisheit und Gelehrtheit,

wenn sich niemand um dich kümmert als der Steuertreiber, wenn du arme und unansehnliche Kleider trägst, wenn kein Geld und Gut, vielleicht auch kein Schmalz und Korn im Haus ist — wenn du aber fromm und demütig zu deinem Gott und Herrn hältst, so kommt er um Weihnachten mit besonderer Liebe gerade in dein Herz und bringt seinen ganzen Himmel mit, voll Licht und Freude. — Und wenn du ein armes Bäuerlein bist, das von den Geldern verfolgt wird, das gerade um Neujahr wieder zinsen muss und nicht weiss, wo den Zins hernehmen und doch mit Weib und Kind über den langen Winter hinauskommen—lass dir's nicht schwer werden! — — Wenn's dir recht schwer ist, geh' hin zur Krippe und schau' ein bisschen herum. Du siehst dort keine goldene Wiege und kein weiches Flaumenbettchen, das aufgeht wie ein Garmkrapfen; du findest keine Samtdecke und kein seidenes Kleid; du findest eine Not und Armutei, rein zum Erbarmen. So bettelhaft arm wie das Jesuskind bist du noch lange nicht. Und neben der Krippe sitzt die heilige Jungfrau in einem dünnen, fadenscheinigen Kleidchen und zittert vor Kälte; alles was sie besitzt, hat sie eingebunden in einem Tüchlein. Der heilige Josef hat seinen einzigen Mantel ausgebreitet über das Kripplein, und er mag noch so oft in den Winkeln seiner Rocktaschen herumbohren, er findet kein einziges armseliges Kreuzerlein darin und kein Stäubchen Mehl ist da und kein Löffel voll Schmalz, rein sauber gar nichts zum Beissen. Die drei heiligsten Leute müssen nur "ums Gottswillen" leben von dem, was ihnen die Hirten zutragen. Und niemand von den reichen Leuten lässt das Christkind holen, sondern Hirten ruft es herbei, die auch sehr kurz abbeissen und bei denen es heisst: "Kommt der Tag, bringt der Tag." — Schau', so lieb hat Gott die Armut und die armen Leute.

Uebrigens musst auch ein Vertrauen auf den Herrgott haben. Vielleicht, wenn du ihm zu Weihnachten das Herz recht weit aufmachst und ihm Jammer und Elend und Not klagst, schickt er seine Engel und diese tragen dir nicht nur das Herz voll Freude an, sondern auch das Haus voll Segen. — Und wenn du von den Schulden erdrückt und vielleicht gar schon um Haus und Hof gekommen bist, wenn du meinst, du könntest dies Unglück gar nicht vergessen, wenn es dir Tag und Nacht grabt im Herzen und dir allemal einen Stich gibt, so oft du an deinem früheren Heim vorbeikommst—schau', tu' dir's nicht zu hart vornehmen! — Das göttliche Christkind hat in Bethlehem nicht einmal eine Herberge gehabt, geschweige ein eigen Haus und Hof. — Gerade mit deiner geduldigen Armseligkeit kannst du dir im Himmel droben ein eigenes Heimatl erkaufen — das schönste Heimatl, das es gibt — und da liegen keine Schulden und Hypotheken mehr drauf, und niemand kann dich mehr davon hinauslizitieren; du magst ohne Sorgen und Kummer darauf hocken und hausen die ganze Ewigkeit. Tu' dir nur um Weihnachten bei der Krippe die Sach' mit deinem Herrgott gut aushandeln und zahl' auch einen ehrlichen Leutkauf. indem du deine Not und dein Unglück bereitwillig dem Heiland opferst. — Kannst auch meinetwegen eins singen nach der Weisen:

"All's, was i schwitz' und schnauf',
Opf'r i dem Kindlein auf,
Schenk ihm die Kinder und 's Weib
obendrauf."

Schau', jetzt wird's hell und schön Wetter in deiner Seele. Halt's fein zusammen und lass' dich um Weihnachten nimmer frieren am Herzen!"



WEIHNACHTSFREUDE

Von Maria Poltiski

Weihnachtsglocken tönen wieder
In die stille Nacht hinaus,
Froh erschallen Kinderlieder,
Freude lacht in jedem Haus.

Mag der Winter draussen wehen,
Drin im Herzen ist es warm,
Wenn das Kindlein, hold, wir sehen,
Gottes Sohn, und doch so arm.

Gross ist Gott. Ihn sollst du preisen,
Klein ist Gott, voll Lieb' und Huld,
Sieh! Er will uns Gnad' erweisen,
Zahlen unsre Sündenschuld.

Freude bringt Er, Heil und Segen
Friede ist sein Losungswort,
Bring Ihm ganz das Herz entgegen,
Er ist deines Glückes Hort.

Weihnachtsfreude, reinste Freude
Dem, der rein das Herz bewahrt,
Süsser Trost in jedem Leide
Auf des Lebens Pilgerfahrt.



Worte Gottes ins neue Jahr

Von P. Otto Hophan, Stans

Also spricht Gott:

"Alles hat sein Zeit. Jedes Ding hat seine Stunde unter dem Himmel. Das Geborenwerden hat seine Zeit, und das Sterben hat seine Zeit. Das Pflanzen hat seine Zeit, und das Ausrotten des Gepflanzten hat seine Zeit. Das Töten hat seine Zeit, und das Heilen hat seine Zeit. Das Niederreissen hat seine Zeit und das Aufbauen hat seine Zeit. Das Weinen hat seine Zeit, und das Lachen hat seine Zeit. Das Trauern hat seine Zeit, und das Tanzen hat seine Zeit. Das Steinewerfen hat seine Zeit, und das Steinesammeln hat seine Zeit. Das Herzen hat seine Zeit, und das Meiden hat seine Zeit. Das Aufbewahren hat seine Zeit und das Wegwerfen hat seine Zeit. Das Zerreissen hat seine Zeit, und das Zusammennähen hat seine Zeit. Das Schweigen hat seine Zeit, und das Reden hat seine Zeit. Das Lieben hat seine Zeit, und das Hassen hat seine Zeit. Der Krieg hat seine Zeit, und der Friede hat seine Zeit." (Prediger, 3, 1—8.)

Das ist ein gutes Wort, Herr, für das schwere Jahr, das wir abermals betreten müssen. Denn in der tiefen Not. die uns umdunkelt, schwindet uns der Glaube an bessere Zeiten wie an ein Licht, das erlöscht. Mitten im Ausrotten, Niederreissen, Sterben, Töten und Steinewerfen stehen wir. Aus solchem Weltruin kann wohl nicht mehr neues Leben blühen? Doch nun verbürgt Dein Wort der Menschheit nach Wunden und Weh auch wieder Zeiten der Heilung, des Aufbaus, der Lieder und der Liebe unter blühenden Bäumen des Frühlings. Das ist frohe Botschaft in unsere betrübte, armselige Zeit.

Und doch, verzeihe Herr, dies Wort ist trotzdem nur halber Trost. Was hilft es uns schon, wenn einem späteren Geschlecht, etwa jenen von 1980, wieder glücklichere Zeiten beschieden sind! Oh, von Herzen sei ihnen diese Zeit des Pflanzens und Tanzens und Lachens gegönnt! Aber wir, wir bleiben doch die Verstossenen, die von der Geschichte wie Ausgeworfenen, die unter die Räder Geratenen, die tote Frühgeburt einer neuen noch unreifen Epoche. Unabänderlich, unerbittlich, unbarmherzig walzt das eiserne Schicksal über uns dahin; alle Schreie unserer Herzen kommen dagegen nicht auf, es ist nun eben diese "Zeit".



Da sprach der Herr:

"Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen: euer himmlischer Vater ernährt sie. Seid ihr nicht mehr wert als sie? Betrachtet die Lilien des Feldes! Wie sie wachsen! Sie arbeiten nicht, und spinnen nicht; und doch sage Ich euch: selbst Salomon in all seiner Pracht war nicht so gekleidet wie eine einzige von ihnen. Wenn nun Gott das Gras, das heute auf dem Felde steht und morgen in den Ofen geworfen wird, so kleidet, wie viel mehr euch, ihr Kleingläubigen." (Mt. 6, 26—30.)

Nur weil Du das sagst, Herr, können wir, wir von 1942, solche Worte glauben; Du bist ja die Wahrheit. Welche Entlastung und Beglückung bringt Deine Botschaft von der Vorsehung aber jenem, der sie glaubt, gerade in unserer Zeit des Weinens, Trauerns und Sterbens. Auch über dieser schrecklichen Zeit waltest Du — Vater! Nicht ein dumpfes Schicksal, das uns sinnlos niederstampft. Schaut doch nur auf die Blumen des Feldes! Sie blühen auch heute. Wer hat sie so weise gebaut, geändert und gefärbt? Schaut auf die Vögel des Himmels! Sie singen auch in unseren Tagen. Wer hat sie so gütig gekleidet und liebevoll geführt? Immer noch, selbst in unserer Zeit also, muss eine weise, gütige Macht am Werke sein. Du, Vater!

Doch gestatte, Herr, dass ich wie der Mensch Job Dir nochmals dagegen rede: warum liessest Du dann uns in diesen roten Strudel kommen? Sind wir wirklich so viel schlimmer als frühere Zeiten? Sind es nicht im Gegenteil die Sünden der Väter, die sich über unserem ar-

men Geschlecht in diesem Weltgericht entladen? Wo ist Deine Weisheit und Deine Güte mit — unserer Zeit?

*

Da sprach der Herr durch den Mund Seines Apostels:

"Lasst uns aufschauen zu Jesus, dem Anführer und Vollender des Glaubens! Vor Ihm lag die Freude. Statt ihrer erduldete Er den Kreuzestod, ohne der Schmach zu achten. Nun sitzt Er zur Rechten des Thrones Gottes. Ja, betrachtet Ihn, Der von den Sünden so schweren Widerspruch gegen Sich ertrug. Dann werdet ihr nicht ermatten und nicht den Mut sinken lassen. Wohl bringt jede Züchtigung für den Augenblick nicht Freude, sondern Trauer. Nachher aber bringt sie denen, die durch sie geschult sind, die friedliche Frucht der Gerechtigkeit. Darum richtet die schlaffen Hände und die matten Knie wieder auf und wandelt gerade Wege." (Hebr. 12 ff.)

Dein Kreuz, Herr, macht unser Leiden immer verstummen. Wer war unschuldiger als Du! Und wer hat mehr gelitten als Du? In Deinem Leiden zuckt der tiefste Sinn jedes Leides auf: Begnadigung, nicht nur Bestrafung. Wen Du mit Leid überhäufst, überhäufst Du mit Gnade. Aufs Letzte, Wesentliche gesehen, stellst Du unsere Zeit der Tränen besser als die Jahre des Lachens. Du reissest uns Sichten auf, die jenen verschleiert bleiben, denen die luftigen Nebel dieser Welt nicht schwanden. Wir, gleichsam am Rande der Zeiten, erkennen furchtbar deutlich, dass wir hienieden nur Pilger und Fremdlinge sind und keine bleibende Stätte haben; und wie Menschen in der dünnen Luft äusserster Spitzen sind wir heilsam gezwungen tief, tief nach Ewigkeit zu atmen.

So wollen wir nicht mehr fragen und klagen ob des neuen Jahres, das ernst uns entgegenschreitet. Auch es kann ein Jahr des Heiles sein, mehr noch als seine frühern frohen Kameraden. Doch eine Bitte erhöre



uns! Stärke uns die Hoffnung! Nichts ist uns dringlicher als sie. Wir sind wie Sterbende, denen alles versinkt und nichts mehr bleibt als Du und Deine Ewigkeit. Mach Dich wieder gross und lebendig über uns! Dann wandern wir gefasst und stark auch mitten durch die Finsternis jenem Licht und Glücke zu, das jenseits aller Nächte unser wartet.

*

Da liess Gott Seinen Seher schauen: "einen neuen Himmel und eine neue Erde. Der erste Himmel und die erste Erde sind dahin, und auch das Meer ist nicht mehr. Darauf sah ich die heilige Stadt, das neue Jerusalem, aus dem Himmel von Gott herniedersteigen. Und vom Throne her hörte ich eine laute Stimme sagen: "Sieh das Zelt Gottes unter den Menschen! Er wird bei ihnen wohnen. Sie werden sein Volk sein und Er, Gott, wird bei ihnen sein. Er wird jede Träne von ihren Augen wegwischen. Es wird keinen Tod, keine Trauer, keine Klage und kein Schmerz mehr sein . . . Und nichts Verfluchtes wird es mehr geben. Und auch Nacht gibt es nicht mehr. Man braucht weder Lampen- noch Sonnenlicht. Gott der Herr erleuchtet sie. Und sie herrschen in alle Ewigkeit."

(Geh. Off. 21).

Kein Ort ist so heilig, wo der böse Feind nicht hinkommt; darum wachet und betet.

Die Notbergmutter geht zur Fremdenlegion

Die Notbergmutter stand am Fenster und spähte auf die Strasse. Ob denn der Briefbote immer noch nicht kam? Und ob er heute etwas für sie hatte?

Die Notbergmutter war ein dünnes altes Weiblein, in dessen Gesicht der Kummer seine Furchen gegraben hatte. Sie hatte einen "verlorenen" Sohn draussen in der Welt. Die Not, die sie um ihn litt, hatte sie vor der Zeit alt und grau gemacht.

Ah, drüben kam jetzt der Postbote. Die Stirne der Frau presste sich ans Fenster. Kam er herein? Es schien so. Ihr Herz schlug wie ein Hammer. Ein Brief von Ulrich? Endlich eine Nachricht?

Da, die arme Mutter stand wie erstarrt, der Briefbote ging vorüber. Die Enttäuschung trieb ihr die Tränen in die Augen. Die Füsse wollten sie auf einmal nicht mehr tragen. Sie musste sich setzen. Ach, warum wartete sie jeden Tag mit solcher Hoffnung? Seit einem Jahre schon. Und konnte doch denken, dass kein Brief mehr kam. Wenn einer solange nicht mehr geschrieben hatte, einer, der in der Fremdenlegion war, dann . . . Aber dieses Dann dachte die Notbergmutter nicht aus. Es konnte ja nicht möglich sein, dass ihr Ulrich nicht mehr am Leben war. Sicherlich war er krank geworden und lag nun verlassen im fremden Lande.

Warum auch musste der Junge zur Fremdenlegion? Wenn die Notbergmutter in ihren Gedanken bis zu diesem Punkte kam, dann wurde sie stets von einem gewaltigen Zorne gepackt. Darüber, dass Ulrich einfach fortlief und nicht zu ihr, seiner Mutter, kam, als er arbeitslos geworden und die Not über ihn hereinbrach. Von Stadt zu Stadt war er gewandert, um einen Erwerb zu finden. Aber überall war er ab-



gewiesen worden. Da ging er in seiner Verzweiflung zur Fremdenlegion.

Er habe doch seiner Mutter nicht zur Last fallen können, schrieb er später. Sie brauche alles selbst, was sie habe. Eine Kleinbäuerin wie sie, habe gewiss nicht viel.

Vielmehr aber als das, was sichtbar in dem Briefe geschrieben stand, las die Mutter zwischen den Zeilen. Das Heimweh, den Jammer über die unüberlegte Tat, die Verzweiflung über das Schicksal, das er sich selbst bereitet hatte, die Hoffnungslosigkeit. Und sie wusste: sie musste ihn halten mit ihrer Liebe. Der Brief, den sie ihm schrieb, strömte so viel Freude darüber aus, dass sie nun doch wenigstens wusste, wo er war, dass dem Sohne das Herz zu brennen begann. Liebevolle Vorwürfe erschütterten ihn. Ob er denn nie gewusst habe, dass seine Mutter ihr Letztes mit tausend Freuden mit ihm geteilt hätte, ehe sie zugegeben habe, dass er so von ihr ginge. Seine Antwort kam ungemein rasch wieder und zeigte der Mutter, wie er sich an ihr hielt, wie ihre liebevollen Worte ihn aufrichteten. Diesmal wuchs zwischen den Zeilen die Hoffnung: ich werde wiederkommen. Eines Tages werde ich wieder bei der Mutter sein.

In ununterbrochener Kette flogen nun die Briefe herüber und hinüber. Und wunderbar war es, wie die kleinen, unscheinbaren Blätter der Mutter eine unsichtbare goldene Strasse in das fremde, ferne Land hineinbauten und wie darauf alles, was gut und schön war, zu dem Sohne hinzog. Die ganze Heimat wanderte auf diesem Wege zu ihm. Er hinwieder liess alles, was sein Herz bedrängte, zur Mutter fliessen und war ihr nahe.

Bis zu dem Tage, da die Kette plötzlich abriss. Es kam kein Brief mehr aus dem fremden Lande. Die Mutter wartete in Geduld. Sie schrieb öfter, sie fragte, flehte, beschwor den Sohn, ihr doch Nachricht zu geben. Aber ihre Rufe gingen ins Wesenlose, niemand antwortete. Wochen wuchsen zu Monaten. Die Mutter hörte nicht auf zu hoffen und zu warten. Konnte nicht jeder Tag ihr Nachricht bringen? Und Ulrich würde schreiben, wenn er nur konnte.

Dennoch, manchmal verlor die Mutter doch den Mut. Die unsägliche Qual des Wartens zermürbte sie. Nächte hindurch

lag sie wach und sorgte sich um den Sohn. Ihre Gedanken pochten an Gottes Herz, ihre Gebete hielten den Fernen. Aber eine Nachricht von ihm kam nicht mehr zu ihr.

*

Die Monate rollten. Und heute war es gerade ein Jahr, seit der letzte Brief gekommen war.

Regungslos sass die Frau in der Stube. Tausend Fragen marterten ihr Herz. Er war krank, ihr Ulrich, dessen war sie sicher. Und lag nun in dem fremden Lande und konnte sich nicht helfen, konnte noch nicht einmal seiner Mutter schreiben.

"Er ist tot", hatte mehr als einmal ein Nachbar zu ihr gesagt. "Er hat die Strapazen nicht aushalten können."

Nein, das konnte sie nicht glauben. Er war nicht tot, aber krank, elend, verlassen.

Und hatte doch noch eine Mutter daheim.

An diesem Morgen, da die alte Frau die Hoffnung aufgegeben hatte, jemals wieder einen Brief von ihrem Sohn zu bekommen, stand der Entschluss in ihr auf, in das fremde Land zu gehen, um ihn dort zu suchen. Afrika war gewiss weit. Aber das konnte sie nicht abhalten. Gott führt die kleinen Vögel über Land und Meer, Gott würde auch ihr helfen.

Noch am selben Tage ging sie daran, ihren Entschluss in die Tat umzusetzen. Sie überzählte die kleine Summe, die sie für die Tage der Not zurückgelegt hatte. Ach, es war so wenig. Und es reichte sicherlich nicht für eine solch weite Reise. Sie musste sehen, wie sie noch etwas dazu bekam. Hatte sie nicht noch einige Schmucksachen? Ihren Trauring, ein goldenes Kreuzchen, ein Paar Ohrringe Und dann konnte sie vielleicht auch etwas von ihrem Hausrat verkaufen.

Im Dorfe sprach es sich rasch um, dass die Notbergmutter nach Afrika wolle, um ihren Ulrich in der Fremdenlegion zu suchen. Einige zweifelten an dem Verstande der alten Frau. Andere bestürmten sie mit Warnungen, sich doch ja nicht in ein solches Abenteuer einzulassen. Denn abenteuerlich sei es wahrlich, wenn eine Greisin, die kaum einmal ihre Heimat verlassen habe, eine Reise nach Afrika machen wolle. Ob sie denn ganz von Sinnen sei? Ob sie an die Mühsale denke? Und ob sie sich denn überlegt habe,



O Tannenbaum

wie sie eigentlich ihren Jungen finden wolle, der vielleicht gar nicht mehr am Leben sei. Wo sie ihn suchen wolle? Vielleicht in der Wüste? Und wer werde sie denn überhaupt verstehen? Ach, sie werde ja bestimmt unterwegs liegen bleiben, sie solle doch um Gottes willen nicht mehr an den Wahnsinn einer solchen Reise denken.

Den Sturm dieser Vorhaltungen beantwortete die Mutter mit einem Lächeln. Sie würde ihren Sohn suchen gehen, daran würde keine Macht der Welt sie hindern.

Achselzuckend und kopfschüttelnd gingen die Warner davon.

Die Mutter aber nahm ihren Weg zu dem alten Pfarrherrn des Dorfes, der ein gütiger Mensch war und den das Leben weit in der Welt umhergeführt hatte. Dem erzählte sie, was sie vorhatte.

Sinnend hörte der Greis ihr zu. Und er schalt ihren Plan nicht wahnsinnig, als sie geendet hatte. Er staunte nur über das Wunder der Mutterliebe, das aus dieser schlichten Frau herausflammte. Freilich, er verhehlte ihr die Abenteuerlichkeit ihrer Reise nicht; er sagte ihr, dass sie ihr Leben aufs Spiel setze und dass sie ihren Sohn vielleicht nie fände.

Die alte Frau liess die Einwendungen des Pfarrherrn gelten. Sie fühlte: aus lauterster Güte flossen sie heraus; das fühlte sie auch, dass er ihr im letzten Grunde zustimme. Und sie sagte ihm, dass sie trotz allem die Reise wagen werde und bat ihn inständig, ihr zu helfen.

Da nickte der Greis. Hart und nüchtern war das Leben dieser Frau gewesen. Aber jetzt glühte es in ihren alten Tagen auf, jetzt brauste es wie ein Strom, der seinen Weg ziehen muss. Der Pfarrherr erkannte, dass kein Mensch auf der Welt an dem Vorhaben der Mutter etwas ändern könne, und er war entschlossen, ihr zu helfen.

Zunächst verschaffte er ihr das fehlende Geld und Pässe. Dann schlug er einen Atlas vor ihr auf, um ihr den Weg ihrer Reise zu zeigen. Aber als er die Karte vor ihr ausbreitete und ihr Ströme, Berge und Länder darauf zu zeigen begann, da erlebte er ein neues Wunder. Mit zitterndem Finger ging die Mutter ihm voran, glitt hinein in die fremde Welt, wanderte durch Frankreich und kam ans Meer. Ihr altes Gesicht stand in Glut, wie Sterne strahlten ihre Augen. Der Weg da, den ihr Finger zog, das war der Weg zu ihrem Sohne. Sie hörte die fremden Ströme rauschen, sie sah das Meer. Aber der Finger blieb nicht stehen. "Hier muss ich in ein Schiff. Und ich fahre nach Afrika. Seht, dort gehe ich ans Land. Oran heisst der Ort. Und da werde ich weiter

fragen, und wenn keiner mich versteht, 'Sidi bel Abbes" werden sie verstehen. Dort ist mein Sohn. Dort werde ich ihn finden."

"Aber woher nur wisst Ihr dies alles?" fragte der Pfarrherr, und Tränen der Rührung erstickten ihm die Stimme.

"Ich bin wieder in die Schule gegangen," sagte die alte Frau demütig. "Zu den Nachbarskindern."

"Sie wird ihren Weg finden," dachte der Pfarrherr. Und er begann, die einzelnen Stationen der Reise für sie aufzuzeichnen.

Der November war da mit Nebel und Kälte, mit Schnee und Regen, als die Notbergmutter ihre grosse Reise antrat. Das halbe Dorf hatte sich versammelt, um sie fortfahren zu sehen. Denn dass eine alte Frau sich aufmachte nach Afrika, um ihren Sohn zu suchen, das war doch noch nicht dagewesen. Viele gute Wünsche begleiteten sie. Aber noch mehr Befürchtungen wurden ausgesprochen, und es war gut, dass die Mutter sie nicht alle hörte. Sie war sehr zuversichtlich, als sie mit ihrem kleinen Koffer und ihrem alten Regenschirm den Zug bestieg. Ueber ein schweres Leben war sie Herr geworden. Und da sollte sie diese Reise nicht meistern

Und dann tat die Welt sich auf, und Städte und Dörfer und Berge und Täler glitten an den Augen der Mutter vorüber. Fremd und kühl wurde ihr erst ums Herz, als sie die Sprache ihres Landes nicht mehr hörte und fremde Laute sie umschwirrten. "Soweit bin ich nun schon," dachte sie und rief Freude in sich wach. Rückte sie nicht ihrem Sohne immer näher? Ihre Finger verfolgten die Namen der Stationen, die der Pfarrherr ihr aufgeschrieben hatte. Siehe da, wieviele sie schon hinter sich hatte!

Dann rauschte das Meer auf. "Herr, beschütze alle, die auf dem Meere sind," hatte die Notbergmutter in Sturmnächten daheim wohl oft gebetet. Jetzt schwamm sie selber auf dem Meere. Nur, dass die Sonne schien und der Himmel strahlend blau war. Zuweilen musste sie selber den Kopf schütteln. War nicht alles wie ein Traum? Viel neugierige Blicke flogen zu ihr. Aber auch viel teilnehmende, gerührte. Denn es hatte sich rund gesprochen, dass die alte Frau eine deutsche Mutter war, die ihren Sohn nach Afrika suchen ging. Und das Menschliche schlug eine Brücke über die Fremdheit. Ehrfurcht neigte sich vor der Mutter, staunte, fragte. Kleine Geschenke flogen ihr in den Schoss. Sie lächelte dankbar. Auf alle Fragen in den fremden Sprachen aber antwortete sie nur mit zwei Worten: Oran und Sidi bel Abbes.

Als sie endlich landeten, hatte die Mutter nicht wenige Freunde, die mit ihr das Schiff verliessen. Sie halfen ihr und brachten sie an die Autobuslinie, die nach der Garnisonstadt Sidi bel Abbes führt.

Staunend sah die Mutter dunkelhäutige Menschen um sich. Sah die flachen Dächer und Palmen des fremden Erdteils vorübergleiten. Sie hatte die Hände ineinandergelegt und betete, Gott möge ihr helfen, ihren Sohn zu finden.

Ach, wie klein und armselig stand die Notbergmutter in der grossen Garnisonstadt Sidi bel Abbes. Kamelreiter sausten an ihr vorüber. Da musste sie an die heiligen drei Könige denken, die daheim in der Dorfkirche jedes Jahr auf ihren Kamelen so treulich wiederkehrten. Ein Lächeln kam sie an und gab ihr neuen Mut. Welch ein Gewimmel von Soldaten in den Strassen! Spahis, Neger, Zuaven. Die Mutter liess sich nicht bange machen. Daheim im Rheinland hatte sie wahrlich oft genug das bunte Gemisch landfremder Soldaten gesehen. Und fest auf trat das alte Weiblein und bahnte sich mit Köfferchen und Regenschirm ihren Weg. Wie nur sollte sie die Kaserne finden? Kein Mensch verstand sie. Aber halt, drüben sah sie einen Soldaten, der blaue Augen hatte. Das war gewiss ein Deutscher. Und schon stand sie vor ihm, schwang ihren Regenschirm und fragte ihn, wo die Kaserne der Fremdenlegionäre sei.

"Heiliger Gott," sagte der Soldat und sah die alte Frau an, als sei sie ein Gespenst. "Wo kommt Ihr denn her?"

"Aus dem Rheinland komme ich," rief die Notbergmutter. "Und ich such meinen Sohn. Ulrich Notberg heisst er. Vielleicht kennst du ihn, Kamerad. Sieh nur, hier ist sein Bild."

Damit stellte sie ihr Köfferchen auf den Boden, öffnete es und zog ein Lichtbild heraus. Der Soldat warf einen Blick darauf und schüttelte den Kopf. Nein, den kannte er nicht. Aber in der Kaserne würde sie gewiss erfahren, wo er sei.

Der Soldat begleitete die Mutter nun zu der Kaserne. Unter-



wegs musste sie ihm vom Rheinland erzählen, denn er war auch Rheinländer. Hatte ein leichtsinniges Leben geführt und, als das Geld nicht mehr reichte, eine anvertraute Summe unterschlagen. Als es entdeckt wurde, war er geflohen. In die Fremdenlegion. Nie mehr hatte er etwas von daheim gehört. Und nun ging hier eine alte Frau neben ihm, die kam aus einem der sonnigen Täler des Rheinlandes, eine alte Frau wie seine Mutter.

"Er hatte so lange nicht mehr geschrieben. Da hielt ich es nicht mehr aus," sagte die Notbergmutter. "Eine Mutter will wenigstens wissen, wo ihr Kind ist. Und wenn es die Schuld der ganzen Welt auf sich geladen hätte."

Dem, der neben ihr ging, kam ein Würgen in den Hals. Seine Mutter wusste auch nicht, wo er war. Kein einziges Lebenszeichen hatte er ihr zukommen lassen.

"Hast du auch noch eine Mutter daheim?" fragte das Weiblein neben ihm.

Er nickte. Und spürte wieder das Würgen im Halse.

"Dann vergiss ja nicht, ihr zu schreiben."

Der Soldat ging mit starren Augen.

Er brachte sie bis zur Wache an der Kaserne der Fremdenlegionäre. Dann musste er gehen, weil der Dienst ihn rief. Und an diesem Abend schrieb er seiner alten Mutter.

Die Notbergmutter aber konnte bei der Wache nichts erreichen. Die dunklen Soldaten verstanden nicht, was sie wollte. Und als sie ihnen das Bild ihres Ulrich zeigte, schüttelten sie die Köpfe. Nein, den kannten sie nicht.

"Das müsste doch sonderbar sein, wenn ich jetzt, wo ich glücklich in Afrika bin, doch nicht zu meinem Ziele käme," dachte die alte Frau und wischte sich den Schweiss von der Stirne. "Dass diese Heidenkinder mich aber auch nicht verstehen können!"

Ein bisschen ratlos stand sie da, auf ihren Schirm gestützt. Da sah sie eine Gruppe Soldaten vorübergehen.

"Das sind sicher Deutsche," dachte sie. Und schon winkte sie mit ihrem Regenschirm und rief: "Heda, Jungens, könnt ihr mir hier nicht weiterhelfen?" Fassungslos standen die Soldaten still. Eine Deutsche? Ein deutsches Mütterchen?

Aber schon war die Notbergmutter vor ihnen, das Bild ihres Ulrich in der Hand. Also den da suche sie — —



Die Tränen schossen ihr plötzlich in die Augen. Sie fühlte sich so müde. Ach Gott, wenn nun keiner etwas von Ulrich wusste!

Die Soldaten umringten sie, starrten sie an wie ein Wunder. Sie besahen das Bild. Einer nahm ihr den Umschlag, in dem es steckte, aus der zitternden Hand. Auf dem Umschlag stand Ulrichs Adresse.

"Den kenne ich," schrie da ein langer Kerl auf. Ein verwegenes Gesicht, sonnenverbrannt, mit dunklen Flammenaugen, neigte sich zu der Notbergmutter. "Hurra, Mütterchen, ich führe Euch zu dem verlorenen Sohne. Er ist nämlich nicht hier in der Stadt, sondern auf einem Truppenübungsplatz. Das trifft sich ja famos, dass wir gerade Urlaub bekommen haben. Ich begleite Euch."

Der alten Frau füllten sich die Augen von neuem mit Tränen. Aber diesmal waren es Tränen der Freude . Wieder war es ihr wie ein Traum, als die Soldaten sie in die Mitte nahmen und mit ihr einer Wirtschaft zustrebten. "Denn erst müssen wir uns stärken," sagte der Lange, und das war der Notbergmutter auch recht. Und dann sassen sie um einen Tisch, und die Mutter musste erzählen, erzählen. Von daheim, von Deutschland, von ihrem Jungen, von ihrer Reise.

Die um ihren Tisch sassen, ein Westfale, ein Sachse, ein Bayer, dazu der Lange, lauschten, wie sie einst wohl gelauscht hatten, wenn die Mutter ihnen ein Märchen erzählte. War dies hier nicht auch ein Märchen? Stundenlang hätten sie gesessen und zugehört. War doch die Heimat mit dieser alten Frau zu ihnen gekommen. Das Herz der Heimat, die Mutter. Es tat ihnen allen leid, als der Lange schliesslich mahnte: "Wir müssen aufbrechen. Sonst kommen wir heute nicht mehr an unser Ziel."

Und wieder ging die Fahrt der Notbergmutter weiter, diesmal dem kleinen afrikanischen Gebirgsort zu, wo der Uebungsplatz lag. Nur, dass die diesmal einen Begleiter hatte, der aufs beste für sie sorgte. Hiller hiess der Lange, und er erzählte ihr, dass er den Ulrich in der Wirtsstube kennen gelernt habe, in der sie eben gesessen hätten. Dort sammelten die Deutschen sich nämlich mit Vorliebe. Der Ulrich habe ihm einmal in einer Keilerei beigestanden, und von da an seinen sie gute Freunde gewesen.

Der Lange erzählte nicht, dass es das Heimweh war, das ihn zu Ulrich Notberg getrieben hatte. Weil er herausgefunden hatte, dass Ulrich aus seinem Nachbardorfe daheim war. Das wusste aber keiner, auch Notberg nicht. Ebensowenig wie er wusste, ob Hiller der richtige Name des

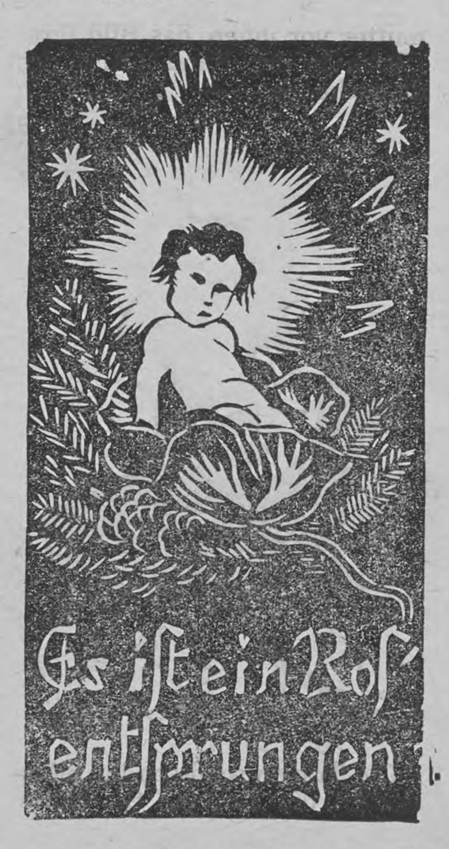
Langen war. Der Lange hatte seine Gründe, warum er dieses Versteckspiel trieb. In einer Schlägerei hatte er einen Mord begangen und war geflohen. Niemand daheim wusste, wo er war. Auch seine alte Mutter nicht. Er wollte tot für sie sein. Und konnte doch das Heimweh nicht in sich töten. Und während er jetzt mit der Notbergmutter ins Gebirge hineinfuhr, überlegte er fieberhaft, wie er die alte Frau nach seiner Heimat fragen könne, ohne sie zu verraten. Viel leicht kannte sie seine Mutter. Wenn nur die Angst nicht gewesen wäre, dass sie etwas merkte.

Der Wirt in dem kleinen Gasthause am Truppenübungsplatz riss die Augen weit auf, als der lange Legionär mit der alten Frau eintrat. Wenn das keine Deutsche war, dann wollte er sich hängen lassen. Er war selber ein Deutscher und einst Legionär gewesen. Was aber konnte die alte Frau hier wollen?

Nun, nach wenigen Minuten wusste er um den Zweck ihrer Reise. Und da bekam die Mutter Notberg das schönste Zimmer im Hause. Es war freilich keine Aussicht, dass sie ihren Sohn noch sehen konnte, weil die Nacht hereingebrochen war.

Aber am nächsten Morgen in der ersten Frühe war der Lange schon unterwegs zu den Baracken des Uebungsplatzes. Und ebenso früh war die Mutter munter und harrte. Es hielt sie nicht mehr im Hause. Draussen ging sie auf und ab, immer das Barackenlager auf der Höhe im Auge. Braune Araberkinder starrten sie neugierig an, eine Schafherde zog vorüber. Drüben ging ein Mann im roten Turban.

Auf dem Wege, der zu den Baracken führte und der blank in der Sonne lag, sah sie einen Menschen. Er kam gelaufen, hastete die Höhe herunter, hielt den Weg nicht mehr ein, sprang über Büsche und Steine. Dann sah sie ihn nicht mehr. Sie konnte nicht wissen, dass er jetzt durch ein ausgetrocknetes Flussbett lief, über Steine stolperte, sich wieder aufraffte, weiter rannte, die Böschung hinaufkletterte. Da oben hatte ihm einer gesagt, seine Mutter sei gekommen. Er hatte ihn ausgelacht, gesagt, er sei verrückt. Wie sollte seine Mutter nach Afrika kommen? Aber der lange Hiller hatte ihm geschworen, es sei die Wahrheit. Er selbst habe sie von Sidi bel Abbes bis hierher begleitet.



Er hatte es noch immer nicht geglaubt. Da hatte der Lange ihn zornig angebrüllt: "Wenn einer zu mir käme mit einer solchen Nachricht, die er beschwören kann, ich würde mich nicht anstellen wie ein blödes Schaf."

Da hatte Ulrich Notberg doch gestutzt. Und war gelaufen, so wie er ging und stand — —

Mutter Notberg sah den Mann wieder, der von der Höhe heruntergelaufen war. Er lief immer noch. Und er hielt auf sie zu. Da begannen ihr die Knie zu zittern. "Ulrich," rief sie. Und ein Schrei antwortete ihr: "Mutter, Mutter — —"

Als sie nach einiger Zeit dem Gasthause zuschritten, schüttelte die Mutter die Rührung gewaltsam von sich. "Eigentlich hatte ich mir ja vorgenommen, dich gehörig ins Gebet zu nehmen," sagte sie. "Warum nur hast du mir nicht mehr geschrieben?"

Er sah sie erstaunt an. "Aber ich habe doch geschrieben. Doch ich bekam keine Antwort mehr. Da gab ich die Hoffnung auf."

Die Mutter schüttelte den Kopf.

*

Drei Tage war die Mutter nun schon in dem kleinen Gasthause am Truppenübungsplatz. Nun wollte sie die Heimreise wieder antreten. Ihr Geld war bemessen, länger konnte sie nicht bleiben. Aber sie hatte ihren Plan ohne den Wirt gemacht. Der liess sie nicht gehen, sondern lud sie ein, noch für einige Zeit sein Gast zu sein. Seit dieses alte Mütterchen da war, wurde seine Gaststube nicht leer. Es war bekannt geworden, dass diese alte Frau aus Deutschland gekommen war, um ihren Sohn zu suchen. Und nun kamen sie herbei, deutsche Söhne, die, von Schuld, Leichtsinn oder Verzweiflung getrieben, in der Fremdenlegion eine Zuflucht gesucht hatten. Sie sassen bei der alten Mutter und liessen sich erzählen. Sie staunten an, reichten ihr die Hände. Es war, als habe ein grosses Wallfahren eingesetzt, das Wallen zur Mutter—

Einmal fragte der Lange, ob aus ihrer Gegend daheim noch mehr Leute in der Fremdenlegion seien.

Mutter Notberg nickte: "Es ist möglich, dass einer aus unserm Nachbardorfe auch dabei ist. Bestimmt weiss man es aber nicht. Nicht einmal seine Mutter weiss es. Ich lernte sie auf einer Wallfahrt kennen. Da erzählte sie mir ihren Kummer. Ganz mühselig nur hat sie sich weitergeschleppt. So schleppt sie sich jedes Jahr zweimal zu einer Wallfahrt und fleht die Muttergottes an, ihr doch zu helfen, dass sie ein Lebenszeichen von

ihrem Sohne bekomme. Er hatte in einem Streit einen andern erschlagen. Seine Mutter aber sagte, er sei allezeit ein guter Mensch gewesen. Sie hätten ihn bis aufs Blut gereizt, und er habe nicht mehr gewusst, was er getan habe.

Der Lange sagte nichts. Er sass mit starren Augen. Dann stand er unvermittelt auf und ging hinaus in die Nacht. Unter dem Sternenhimmel brauchte er sich seiner Tränen nicht zu schämen.

*

Es ging langsam auf Weihnachten zu. Die Notbergmutter hatte Hunger nach dem Nebel daheim, nach Schnee und rechtschaffener Kälte, nach ihrem prasselnden Herdfeuer, nach der Kirche mit ihren alten vertrauten Heiligen. Wenn sie nur ihren Ulrich hätte mitnehmen können! Nun, sie nahm wenigstens die Hoffnung mit, dass er wiederkommen würde.

Eines Abends sass die Mutter in der Gaststube und summte ein Liedchen. Sie merkte nicht, wie es still um sie wurde, wie alle zu lauschen begannen. Ein Weihnachtsliedchen war es, das sie summte:

"Alle Jahre wieder kommt das Christuskind — —"

Da ging das Heimweh durch die Stube. Die verlorenen Söhne hörten Tannenwälder rauschen, Christbaumkerzen funkelten vor ihnen auf. Weihnacht, Weihnacht. Glocken läuteten, Lichterglanz schüttete sich aus der Kirche.

"Ist auch dir zur Seite, still und unerkannt."

Da war ein weihnächtliches Klingen in der Stube. Wie wenn silbernes Wasser durch die Winternacht rinnt, wie wenn der gefrorene Schnee unter den Schlittenkufen musiziert. Wie wenn das Christelflein im toten Walde singt:

"Sagt's den Kindern allen, dass ein Vater ist, dem die wohlgefallen, der sie nie vergisst"

Und noch einmal setzte die Notbergmutter mit ihrer alten, dünnen Stimme ein:

"Zu Bethlehem geboren
Ist uns ein Kindelein — —"

Da brach das Weihnachtsheimweh auf. Und leise summten alle mit:

"Lass nichts von dir mich scheiden,
Knüpf zu, knüpf zu das Band.
In Freuden und in Leiden
Nimm hin mein Herz zum Pfand."

*

Am nächsten Tage trat die Notbergmutter die Heimreise an.

Von einem Laien

Man hört und liest heute soviel über Priester und so manch einer ist entsetzt und empört über diese und jene Tat. Und doch muss es auch einmal wieder gesagt werden, dass wir Laien mitverantwortlich sind für die Ehre und Heiligkeit unserer Priester. Wir denken wohl allzuwenig daran, welche grosse Schwierigkeiten und Gefahren sich gerade im Priesterberufe einstellen können. Und fragen wir uns dann einmal, wann wir das letzte Gebet verichtet haben für die Heiligung unserer Priester, was müssen wir uns da wohl antworten? Ja, fragen wir uns erst einmal, wann wir zuletzt "gedankt" haben für alle guten Priester, die da Wohltaten und Segen spendend die Welt durchziehen und ihr Leben ganz in den Dienst Gottes stellen. Fragen wir uns einmal! Ich bin schon manchen Priestern begegnet, aber es waren fast durchweg edle, die erfüllt waren von ihrer göttlichen Sendung, von der Grösse und Erhabenheit ihres Berufes. Ich glaube,, in der Ewigkeit werden wir einmal alle masslos erstaunt sein, über all das Gute und die edle Hingabe so vieler Priester, von der wir hier auf Erden doch ach, so gar keine Ahnung hatten. Stellen wir unser persönliches Schicksal ein wenig beiseite und tragen wir mit Sorge für ein heiliges Priestertum.

O wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein;
Drum will ich, bis ich Asche werde,
Mich dieser schönen Erde freun!

Ludwig Hölty.

Auch an Dornen fehlt's wohl nicht,
Dank' ich, wenn ich Rosen sehe;
Rosen sind wohl in der Nähe,
Denk' ich, wenn ein Dorn mich sticht.

Robert Hamerling.

Wir wollen das Versprechen abgeben, daran mitzuarbeiten, dass ein guter Geist im Vaterlande walte und Treue die Herzen regiere.

Fromme Bücher schreiben, herrliche Gedichte verfassen, das alles wiegt nicht die geringste Tat der Selbstverleugnung auf.

Der Zaunkoenig



Eine Erzählung von Reimmichl

(Fortsetzung)

Die Vroni sagte zu und bedang sich nur aus, wegen ihrer verstorbenen Mutter so lange mit der Heirat zu warten, bis die übliche Klagezeit vorbei sei. Ueberglücklich von der Zusage und alles Vertrauen auf das Mädchen setzend, hegte der Uhrmacher nicht die leiseste Sorge, dass ihm die Braut jemals untreu werde, und dachte an nichts anderes, als sein Haus möglichst schön einzurichten und gut auszustatten. Nach knapp dreiviertel Jahren aber kam die furchtbare Enttäuschung. Die Vroni heiratete jählings, ohne dem Uhrmacher das Wort zurückgegeben oder ihn irgendwie verständigt zu haben, den Spengler Vigl in Mitterkirch, bekannt als der "Flatterer". Das war der schwerste Schlag, der den Uhrmacher jemals getroffen, und er erholte sich davon sein Leben lang nicht mehr ganz. Neben dem grossen Weh seines Herzens musste er noch den Spott der Leute ertragen, die ihm Körbe auf die Gartensäulen hängten und ihn mit anderem Possenspiel neckten. Gekränkt, vergrämt, erbittert gab er jetzt alle Wohlmeinung und alles Vertrauen gegen die Menschen auf, wurde von Jahr zu Jahr mürrischer, unfreundlicher, verschlossener und ärgerte die Leute, namentlich seine Verwandten, gern mit kleinen, versteckten Bosheiten. Dadurch kam er in der ganzen Gegend immer mehr in den Verruf eines Menschenhassers. Aber sein anerkannt solides Geschäft erlitt deswegen keine Einbusse.

Auf einer seiner Bergwanderungen, die er häufig am Sonntag nach der Vesper unternahm, hatte der Uhrmacher sich durch Ueberanstrengung und Erkältung eine Lungenerweiterung zugezogen, die ihm zeitlebens einen schweren, keuchenden Atem verursachte. Diesen Umstand nahmen böswillige Menschen zum Anlass, in Verbindung mit seinem Taufnamen Erasmus ihm den Uebernamen "Der Rassler" beizulegen. Der Spitzname fand soviel Anklang, dass man nachgerade im ganzen Tal und darüber hinaus den Uhrmacher nicht mehr anders als "den Rassler" nannte. Dadurch wurde sein Verhältnis zu den Heimatsgenossen noch unerquicklicher.

Seine ehemalige Braut Vroni konnte Meister Erasmus trotz des bitteren Wehes, das sie ihm angetan hatte, zeit seines Lebens nicht vergessen, er liess nie ein Wort der Anklage oder des Unmutes wider sie vernehmen und hegte eher Mitleid als Hass gegen sie. Als sie frühzeitig starb, erbarmte sie ihm aufrichtig, und er schlich oft, wenn er nach Mitterkirch kam, in den dortigen Friedhof, wo er am Grab der Vroni die längste Weile sich aufhielt . . . Es ging eine Reihe von Jahren dahin, und Vronis Bild fing an, im Herzen des Uhrmachers ein wenig zu verblassen. Da trat wieder etwas Unerwartetes ein, das der Erinnerung an die ehemalige Braut neues Leben gab.

Eine Stunde oberhalb des Marktes Lautersgaden, mitten im Wald drinnen, stand eine Kapelle, die ein schönes geschnitztes Muttergottesbild als Heiligtum aufwies und den Namen "Maria Herberg" trug. Dorthin pilgerte Meister Erasmus gern, seitdem er keine grösseren Bergfahrten mehr unternehmen konnte. Als er eines Sonntagnachmittags in unmittelbare Nähe der Kapelle kam, hörte er drinnen ein lautes Weinen und dann wieder den Ruf einer jammernden Kinderstimme:

"Himmelmutter, hilf! Himmelmutter, hilf! Himmelmutter, hilf!"

Er trat nun rasch durch die Türe hinein und sah einen Knaben, der vor dem Altar kniete und, beide Hände hoch über dem Kopf gefaltet, zum Liebfrauenbild hinauf betete. Aber schon hatte der Knabe gemerkt, dass jemand hereingekommen war, sprang auf, tat einen Schrei und wollte jäh zur Türe hinauslaufen. Meister Erasmus fasste ihn am Arm und ging, ihn festhaltend, mit ihm aus dem Kirchlein. Draussen fragte er:

"Warum betest du so?"

"Verzeih mir, verzeih mir!" flehte der Knabe, am ganzen Leibe zitternd und mit innigem Blick zu dem Manne aufschauend.

Der Junge war von eigenartiger Schönheit. Er hatte kohlschwarze Haare, himmelblaue Augen und feine Züge . . . Gott, diese Züge! Waren das nicht die Züge der Gilgen-Vroni?

Nach kurzem Stocken fragte der Meister:

"Was soll ich dir verzeihen? Ich kenn dich nicht und weiss nichts von dir."

"Bist du nicht der Richter von Lautersgaden?"

"Der bin ich nicht. Aber wer bist denn du?"

"Ich — ich — ich", tat der Knabe, immer noch an allen Gliedern schlotternd. ". . . Du wirst mich bei den Gendarmen anzeigen. Dann sperren sie mich ein, und ich hab doch nichts Böses getan."

"Einen Unschuldigen sperrt man nicht ein. Du musst doch etwas verbrochen haben. Warum fürchtest du dich so? Sag's aufrichtig."

"Ich bin von dem Ort davongelaufen, wo ich hätt bleiben müssen. Mein Vater ist gekommen und hat gesagt, ich soll mit ihm gehen."

"Wer ist dein Vater."

"Der Spengler in Mitterkirch. Lorenz Vigl schreibt er sich."

"Ah, der Flatterer — und du bist der Zaunkönig! Also doch! Du artest deinem Vater nach und wirst der gleiche Flatterer wie er, wenn nicht etwas Schlimmeres", sagte der Uhrmacher streng.

"Nein, nein, ich geh nicht mehr mit dem Vater", beteuerte der Knabe. "Ich will ein guter, braver Mensch werden und ein Handwerk lernen."

Der Junge gefiel dem Uhrmacher. Er fragte ihn eingehender aus und erfuhr den ganzen Hergang seiner Flucht und was alles dabei geschehen war, bis die Gendarmen das liederliche Terzett samt dem Knaben festgenommen hatten. Nachdem der Knabe den Gendarmen entwischt war, hatte er sich fünf Tage in den Wäldern umhergetrieben, an den Waldbeeren eine kärgliche Nahrung gefunden und war nun, vom Hunger gequält, wieder in die Nähe der Ortschaften gekommen.

"Und was willst du jetzt anfangen?" fragte der Uhrmacher immer noch streng.

"Das weiss ich nicht. Die liebe Himmelmutter wird mir helfen, ich hab so viel zu ihr gebetet", sagte der Knabe treuherzig.

"Willst du nicht zum Greitbauern zurückkehren?"

"Nein, nein, ich fürcht mich. Der Bauer tät mich furchtbar schlagen. Vielleicht find ich einen Meister, der mir ein Handwerk lernt."

"Was für ein Handwerk willst du lernen?"

"Die Spenglerei oder auch ein anderes, mir ist jedes recht. Ich will fleissig sein und alles tun, was der Meister sagt; und davonlaufen werd ich gewiss nimmer."

Dem Meister blitzte ein Gedanke auf. Soll er ihn ins Werk setzen oder nicht? Hier bietet sich ihm eine Gelegenheit, seiner toten ehemaligen Braut wieder näher zu kommen. Die Vroni im Jenseits drüben wird es wohltuend empfinden und ihm ewig dankbar sein, wenn er ihren Sohn zu sich nimmt, ihn ordentlich erzieht, ihn zu einem tüchtigen Uhrmacher ausbildet und so dessen Zukunft sichert. Jedenfalls ist es eine edle Rache, wenn er ihre Untreue mit Hochherzigkeit vergilt. Was werden aber die Leute dazu sagen? Mögen sie sagen, was sie wollen, ihm ist das vollkommen gleichgültig, ja es freut ihn, wenn er sie ärgern kann dadurch, dass er sich um ihren Schwatz nicht kümmert. Aber der Knabe ist noch viel zu jung für einen Uhrmacherlehrling. Baba, was ein Haken werden will, krümmt sich beizeiten. Je länger der Bub lernt, desto geschickter wird er werden. Uebrigens hat er, der Uhrmacher, gegenwärtig wieder einmal keine Bedienerin; vielleicht könnte ihm der Junge die gleichen Dienste leisten wie ein Weibsmensch oder gar bessere. Die Hausarbeiten wird er bald los haben, das ist keine Hexerei. Daneben kann er beim Uhrmachen immer ein wenig zuschauen. Das Essen holt man einfach vom Gasthaus. Rasch gingen diese Gedanken durch den Kopf des Uhrmachers und schon war sein Entschluss fertig. Er wandte sich an den Knaben und sagte·

"Die Spenglerei ist nichts für dich. Du musst ein Uhrmacher werden — besseres und kunstreicheres Handwerk gibt es keines."

"Ein Uhrmacher? Gern, gern!" rief der Knabe. "Aber wo find ich einen Meister, der mich in die Lehre nimmt?"

"Hast du nie vom Uhrmacher in Lautersgaden gehört?"

"O ja — wohl — vom Rassler."

"Ah, vom Rassler? Schau her, ich bin der Rassler, haha", lachte Meister Erasmus, und sein Gesicht nahm unterm Lachen einen grimmigeren Ausdruck an als sonst.

Der Knabe erschrak heftig und stotterte:

"Verzeih mir, ich hab dich nicht gekannt."

"Da ist nichts zu verzeihen. Wenn du den Zaunkönig tragen kannst, werd ich den Rassler auch tragen."

Der Uhrmacher wollte freundlich dareinschauen, aber seine Mienen verzogen sich dabei zur Grimasse. Doch schnell nahm er wieder den vollen Ernst an und sagte:

"Jetzt pass auf, was ich red. Du gehst mit mir, wirst mein Lehrling und bleibst in meinem Hause. Dort musst du das Aufräumen und andere kleine Arbeiten besorgen, auch mir verschiedene Sachen aus der Nachbarschaft holen. Dafür bekommst du genug zu essen und auch Kleider, und ich lehre dich die Uhrmacherkunst nebst anderen Dingen, die du nötig hast. Wenn du fleissig und gehorsam bist und mir Freude machst, wird es dir gut gehen bei mir. Zu fürchten vor mir brauchst du dich nicht. Ich werde dich niemals schlagen; aber wenn ich brumme und dir einen Verweis gebe, das musst du aushalten. Du kannst bei mir viel lernen und einmal ein tüchtiger Mann werden."

Der Knabe riss Mund und Augen auf, am liebsten hätte er geweint vor Freude. Besseres und

mehr, als der Mann ihm anbot, hätte er sich nicht wünschen können. Da hat die Muttergottes augenscheinlich geholfen. Der Mann mit dem schnarchelnden Redwerk und dem grantigen Gesich war doch ein guter Mensch. Sichtlich hatte der Knabe Vertrauen zu dem Uhrmacher gefasst. Er schaute mit seinen blauen Augen treuherzig zu ihm auf und sagte kindlich flehend:

"Lieber Mann, ich bitt schön, nimm mich in die Lehre. Ich will brav sein und dir folgen und dich lieb haben."

Der Meister schnitt wieder eine hässliche Grimasse; unter dem Brustfleck aber wurde es ihm warm.

"Es ist schon recht, es ist schon recht", knurrte er; "du darfst jetzt nicht mehr Mann zu mir sagen, sondern Meister, und nicht mehr Du, sondern Ihr und Euch; aber das verstehst du noch nicht, ich werd dich alles lehren. Nun wollen wir noch ein wenig beten, dann gehen wir heim."

Sie traten in die Kapelle, und da konnte der Meister beobachten, wie der Knabe innig betete und der Muttergottes augenscheinlich dankte.

Als sie nachher den Wald hinunter stapften, sagte der Knabe ängstlich:

"Lieber Meister, wenn mich die Gendarmen sehen, werden sie mich einsperren und nachher wieder zum Greitbauer hinaufführen."

"Da hab keine Sorge", erwiderte der Uhrmacher; "ich bin mit dem Richter in Lautersgaden gut bekannt und werd alles in Ordnung bringen, dass dir nichts geschehen kann. Auch deine wenigen Sachen werd ich vom Greitbauern holen lassen."

Im Markt drunten führte der Meister den Knaben in ein Gasthaus und liess ihm ein so reichliches Mahl auftischen, dass der Junge, trotzdem er völlig ausgehungert war, es doch nicht zur Gänze aufessen konnte. Zu Hause richtete der Uhrmacher dem Knaben in einem Zimmer des oberen Stockwerkes ein Bett her, wie der Knabe kein so feines jemals gehabt hatte. Obwohl der Junge sehr schläfrig war, kniete er doch, ehevor er sich zur Ruhe begab, am Bett nieder und verrichtete sein Abendgebet, was dem Meister nicht entging. Auch das gefiel dem Uhrmacher, dass der Knabe für alles fleissig dankte. In der Nacht träumte der Junge von seiner Mutter. Sie schritt zur Türe herein, küsste ihn und flüsterte ihm ins Ohr, er solle nur immer bei dem Uhrmacher bleiben; der Rassler sei ein guter Mann, der besser auf ihn schauen werde als sein Vater. Als er am Morgen seinen Traum dem Meister erzählte, machte dieser scheinbar sein grimmigstes Gesicht, trat zum Fenster und schaute eine Zeitlang stumm hinaus, dann knurrte er:

"Du hast eine gute Mutter gehabt; aber gescheiter hätt' sie sein sollen. Ich werd auf dich schauen, wie sie es getan hätte."

Der Uhrmacher nahm von seinem Bruder, dem Gassenbäck, die Milch und bezahlte sie jeden Tag, als ob er ein ganz Fremder wäre. Und schon am ersten Morgen schickte er den Knaben hinüber und liess ihn das doppelte Mass wie sonst holen. Vor dem Bäckerhaus traf der Knabe ein hochgewachsenes, etwa vierzehnjähriges Mädchen, das goldblonde Haare und kohlschwarze Augen hatte. Dieses betrachtete aufmerksam den hinkenden Buben und rief dann:

"Du — du — bist du nicht der Zaunkönig?"

"Ja", sagte der Knabe, das Mädchen anstarrend, "und du — du hast mir einmal Schuhe geschenkt, aber deinen Namen weiss ich nicht mehr."

"Ich heisse Alberta. — — Wie kommst denn du daher? Dich suchen ja die Gendarmen."

"Die Gendarmen brauchen mich nicht zu suchen, ich habe nichts Böses getan. Und der Uhrmacher von Lautersgaden wird ihnen schon sagen, dass er mich als Lehrling angenommen hat und ich bei ihm bleiben kann."

"Was? Bei meinem Onkel bist du? Beim Rassler?" tat das Mädchen aufs höchste erstaunt.

"Ist der Uhrmacher dein Onkel?"

"Ja, der Bruder von meinem Vater. Aber du — du armer Bub — du erbarmst mir. Dir geht's immer schlecht."

"Mir geht's nicht schlecht. Ich kann das Uhrmachen lernen, und der Meister hat gesagt, dass er gut auf mich schauen wird."

"Du wirst schon sehen, du wirst schon sehen . . . Aber wenn du hungrig bist und er gibt dir nicht genug zu essen, komm nur zu uns herüber; bei uns ist immer etwas übrig."

Das Mädchen führte den Knaben ins Haus und verkündete mit lauter Stimme die Neuigkeit, worauf die Geschwister — zwei Buben und ein grosses Mädchen ganz — ganz nahe an den Knaben herantraten und ihn teils neugierig, teils mitleidig betrachteten.

"Mein Gott, jetzt soll ihm der Bub den Sklaven machen, weil kein Weibsmensch mehr hingeht", rief das grosse Mädchen.

Kosmas, der Bäckermeister, ein behäbiger, graubärtiger Mann, in Mitte der Fünfziger stehend und seinem Bruder, dem Uhrmacher, wenig gleichend, schüttelte unmutig den Kopf und sagte:

"Kümmert euch nicht um den Schlingel. Der hat das Laufende wie sein Vater und hält es nirgends lang aus. Vom Flattererbub kann man auch nichts Besseres erwarten. Dem Erasmus wird er noch am schnellsten davonlaufen."

Hans, der Zaunkönig, wurde glührot und biss die Zähne übereinander. Trotzig nahm er sich vor, jetzt extra beim Rassler zu bleiben, mochte es gehen, wie es wollte. Er nahm die Milch in Empfang, übergab das Geld und eilte zurück ins Uhrmacherhaus. Dort hatte der Uhrmacher schon den Kaffee bereitet, schenkte dem Jungen ein und drängte ihn, vom Brot zu essen, soviel ihm schmecke. Das befolgte der Knabe ohne Scheu und redete sich dabei ein, dass der Rassler lange

nicht so schlimm sei, wie ihn seine Verwandten machten. Auch vor dem grossen Hund fürchtete sich der Knabe nicht und merkwürdigerweise wurde der grimmige Bullenbeisser zu dem Knaben sehr schnell zutraulich, was der Uhrmacher angenehm empfand. Er schloss daraus auf den Charakter und die gute Eigenart des Knaben; denn nach des Rasslers oft geäusserter Meinung konnte man auf den Instinkt eines klugen Hundes mehr geben, als auf den Verstand und das Urteil dummer Menschen.

Nach dem Frühstück führte der Uhrmacher den Knaben in die Werkstatt und zeigte ihm auch das Uhrenlager in den beiden anschliessenden Zimmern. Da war der Junge ganz ausser sich vor Staunen und Schauen. Die Unmenge der Uhren in allen Grössen und Formen, das unendliche Durcheinanderticken der glänzenden Perpendikel, von denen jeder einen anderen Ton und Takt hatte, die hellfarbigen Zifferblätter,, die Aufsätze und Figuren, das war eine Wunderwelt, wie der Knabe sich niemals eine solche hätte träumen lassen. Und erst als der Stundenschlag einsetzte, mit dem Gebimmel der Schlagglocken, den Akkorden der Federn, der leisen, feinen Musik der Spieluhren und gar, als da und dort an Zifferblättern ein Türlein aufschnellte, durch das ein Vogel heraussprang und mit nickendem Kopf "kuckuck, kuckuck" rief, stand der Junge wie verzaubert da und gab nur hin und wieder einen unartikulierten entzückten Schrei von sich. Nach langem Schauen fragte er:

"Meister, hast du alles das gemacht?"

"Nein, vieles davon hab ich gekauft", erwiderte der Rassler; "aber ich könnte alles selber machen, und wenn du fleissig lernst, wirst auch du es einmal machen können."

Die blauen Augen des Knaben wurden mächtig gross und sein Gesicht glänzte vor Freude, während das Antlitz des Meisters einen Ausdruck annahm, von dem man nicht wissen konnte, ob es dem Weinen oder Lachen näher war. Er schob dem Jungen einen Stuhl hin und sagte in gewohntem rauhen Ton:

"Da kannst du jetzt niedersitzen und dir alles genau ansehen; aber rühr mir nichts an — mit keinem Finger darfst du daran tupfen! Ich muss hinüber zum Gericht, werd bald wieder da sein."

Mit diesen Worten ging er fort und vorschloss die Türe hinter sich mit dem Schlüssel. Der Knabe sass still da, fast andächtig, als ob er in einer Kirche wäre und tat die Augen weit auf und spannte die Ohren und wurde nicht müde, die lebendige, bunte Herrlichkeit zu betrachten. Immer neue Einzelheiten entdeckte er, jede Uhr erschien ihm als ein lebendes Wesen, das mit ihm sprechen und sich mit ihm unterhalten wolle. Wahrlich, da hatte er Gesellschaft mehr als genug und würde niemals eine Langeweile verspüren. Fester denn ehe nahm er sich vor, unter jeder Bedingung bei dem Rassler zu bleiben, wo er in die Geheimnisse dieser Wunderdinge eindringen und selbst einmal solche Werke herstellen konnte. Er fühlte sich glücklich wie noch nie in seinem Leben und merkte gar nicht, dass er in dem Uhrenlager eingesperrt war. — Nach etwa dreiviertel Stunden kam der Meister zurück, liess den Knaben heraus und trug ihm auf, einige Arbeiten in der Küche und im Holzschuppen zu verrichten. Am Mittag gingen sie ins Gasthaus, wo der Knabe wieder ein gutes und reichliches Essen bekam. Der Meister redete dann etwas mit dem Wirt und sagte auf dem Heimweg zu dem Knaben:

"Von jetzt an gehen wir nicht mehr ins Wirtshaus, sondern du musst alle Tage das Essen vom Wirt holen."

Und so geschah es auch. Meister Erasmus lebte für sich selbst ungemein sparsam, ja kärglich, für den Knaben aber sorgte er in jeder Weise, dass er gut ernährt würde. Auch mit den nötigen Kleidungsstücken rüstete er ihn aus. Einige Schwierigkeiten hatte es anfangs mit den Hausarbeiten. Aber der Junge war sehr aufmerksam, anstellig und dienstbeflissen; in nicht gar langer Zeit vermochte er schon mit seinen Dienstleistungen den Meister einigermassen zufrieden zu stellen.

In Lautersgaden bot die Massnahme des Rasslers den Leuten wieder einmal reichen Stoff, ihn durch die Hechel zu ziehen. Die einen witterten tückische Hintergründe darin, dass er gerade den Sohn seiner ehemaligen Braut zu sich ins Haus nahm, die anderen bemitleideten den Knaben und erzählten Schauermärchen, was der arme Junge unter den Launen, der Missgunst und dem Geiz des Menschenhassers zu leiden habe. Aber der Knabe hatte gar nichts zu leiden. Das mürrische Wesen des Rasslers wurde er bald gewöhnt und er hielt es ihm umso weniger für ungut, als er die Fürsorge spürte, die ihm der Meister in allen Dingen angedeihen liess. Wohl sah dieser streng auf Ordnung, Pünktlichkeit und Arbeitseifer, doch kränkte er den Jungen nicht ein einzigesmal durch ungerechte Vorwürfe, grobe Scheltworte und Gehässigkeiten. Dafür war er aber jetzt seinen Kunden und andern Leuten gegenüber doppelt unwirsch, bärbeissig und grimmbartig.

Einen sehr heftigen Auftritt hatte der Rassler mit dem Flatterer, der, nachdem er eine dreiwöchige Sitzung im Bezirksgericht absolviert hatte, von den Leuten aufgehetzt, zornglühend zum Uhrmacher kam, um seinen Buben von ihm abzuverlangen. Er hatte sich vorher beim oberen Wirt einen Liter Mut angetrunken, um dem Rassler entsprechend auftrumpfen zu können. Polternd stampfte er in des Uhrmachers Werkstatt hinein und rief:

"So, jetzt wär ich da."

(Fortsetzung folgt)

DONA NOBIS PACEM



"Grant Unto Us, Peace, O Lord"

Mankind's greatest yearning, its most ardent desire and fervent prayer is for "PEACE", grant Peace o Lord, to all nations and to all men of good will, to victors and vanquished alike; grant us a Peace of Justice and Charity; that is our Christmas prayer.

Victory will be won. 1943 may yet see the end of this European conflict. The day of Victory will be one of relief and wild rejoicing. But what, if after Victory is won, the Peace is lost? Great statesmen and the great world of men, are now asking this pertinent question: Are we winning the Peace? In vain will nations have fought, if, when Victory comes, they lose the Peace.

We will win the Peace, if hatred, racial prejudice and the spirit of revenge, are eliminated at the Peace Conference. If justice and charity, Christ's spirit of good will to all men, dictate the "Peace", it will not be just another "Armistice", another breathing spell in which to prepare for the more frightful holocaust and yet fiercer struggle against the forces of anarchy. Should justice and mercy be set aside, we will lose the peace, and live to see the day when more frightful subversive movements rock the world and bring it to the brink of anarchy and despair. Prophets, born of lost hope, will then arise; they will be more violent and terrible than those we have put aside. Therefore, grant Peace O Lord to Victor and Vanquished.

MARIENBOTE

MONTHLY FAMILY JOURNAL

Vol. XI. January, 1943 No. 4.

CONTENTS

The Marienbote is edited and published monthly with episcopal approbation by the Oblate Fathers of St. Mary's Province at the Marian Press, 922—24 Victoria Avenue, Regina, Sask. Subscription: $1.00 a year.

We will lose "the Peace" if we let ourselves go back to the old ways of godless materialism, rugged individualism and liberalism. It was these that begot Communism, Nazism, and gave us unemployment, this dole, poverty in the midst of plenty, class struggle filled with hatred and greed, the law of "Might Makes Right" and of the "Survival of the Fittest", the "Rule of Force" bristling with armaments. Such are the thoughts of the common man. No man wants to go back to the dark days of the depression. If we are seeking to return to the world that we knew, we are seeking to return to a world that begot Nazism, Communism, and would yet beget anarchy.

We will win the peace, if our statesmen will apply the Pope's Peace Proposals. The key to peace is Christ the Prince of

Peace. The Christ of Bethlehem, still very much alive today, speaks to the world through his Vicar, the Pope. Will the world listen to Him and apply his solution to the world's problem of "peace"? What is more important still is this: Is each and everyone of us prepared to put on Christ and live up to His principles in every-day life? We can be saved and have peace only by a renovation of the inner man, by a "change of heart", by purging our own hearts and souls, by conversion from our old way of life to Christ's Way of Life, by seeking first the Kingdom of God and His Justice. Then peace and "all these other things are added unto us." It is not our economics which have failed; it is man who has failed because man has forgotten God. As one man put it: "there is nothing wrong with the world but with the people that live in it." What the world needs is a spiritual re-birth of the people that live in the world. We often hear it said: This is the people's war; it must also be the people's peace. The people's peace will be a "Godly Peace" in the measure in which we are a godly people, a spiritual God-loving nation. Therefore: "In God, we trust."

May 1943 bring us victory; but above all may it see a **return to "Christ's Way of Life";** then we can hope for a just and lasting peace. Mankind's most ardent prayer, this Christmastide is: Grant Peace O Lord, to all nations, to victors and vanquished alike; Grant Peace O Lord to all men of Good Will: "Gloria in Excelsis Deo et in terra Pax hominibus: Glory be to God on high, and **on earth peace** to men of Good Will". May "the peace" not be just another armistice, but a "world peace". The world peace should be "Christ's Peace." The greatest Christmas gift we can receive from God, for all nations and for all men of Good Will, is the "Peace of Christ." Christ must inspire and implement the "New Peace". He is the King of the World, the King of all Nations. He has come to give us "Peace," that we might have it more abundantly. "On earth, Peace to men of Good Will."

To all our Subscribers and Friends

A Blessed Christmas

and

A Happy New Year!

The Redaction.



V. Prayer for Peace

1. Dismayed
   by the horrors of war
   which bring ruin
   to people and nations,
   we turn, O Jesus,
   to Thy most loving Heart
   to our last hope.

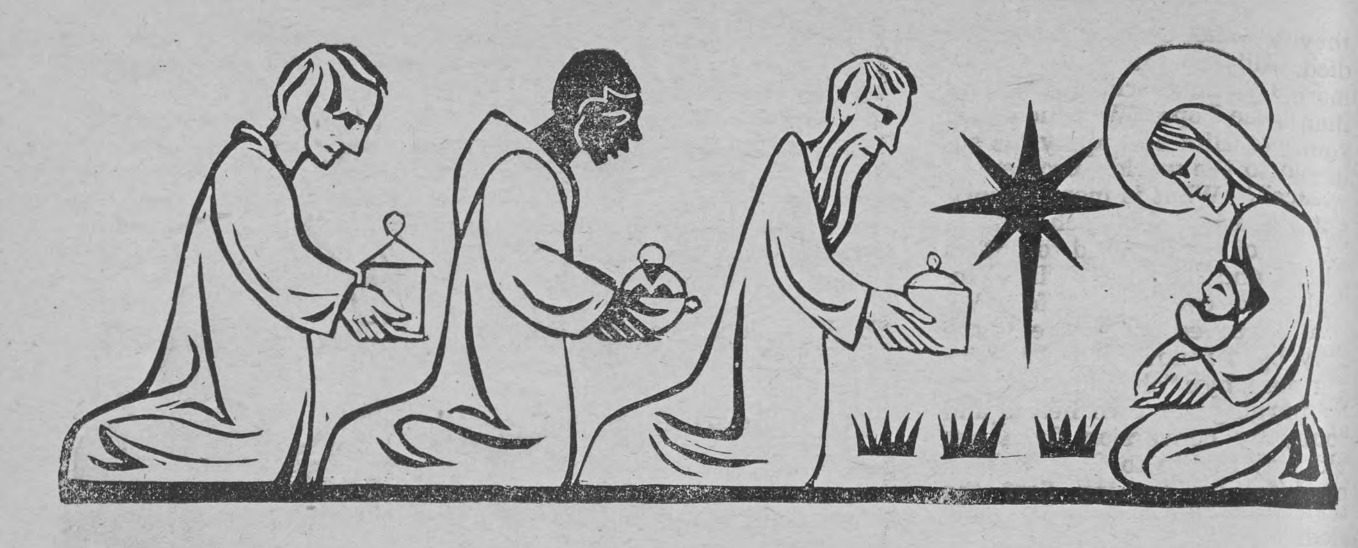
2. O King of Peace,
   we humbly implore
   peace for which we long

3. From Thy Sacred Heart
   Thou didst send forth
   over the world
   divine charity,
   so that discord might end
   and love alone
   reign among men.

4. Do Thou inspire
   rulers and people
   with counsels of meekness
   do Thou heal the discords
   that tear nations asunder.

5. Some trust in chariots,
   and some in horses,
   but we will call
   upon the name
   of the Lord Our God.

—Benedict XV.



The Guest Who Came Last

—Dottie C. Edwards

The ringing of the school-bell came to her rescue, postponed answering the question they had just asked. Thankful for any respite, she watched them troop down the hillside, sturdy young bodies plowing through the fresh snow the storm had left. Lucky Christmas vacation was so near; there'd be no travelling on the highway if more snow came. No cars had passed for a couple of days.

Shutting them at last from view, she closed the door and turned back into the kitchen to where red coals gleamed through the front of the old iron range. The teakettle bubbled and steamed away, the lone geranium made a brave splash of color over the sink, and the canary sang cheerfully as the morning's sunshine touched his feathers.

Oh, she could be happy in Jim's old home if only—

Mother Hanna entered with a stack of dishes from the dining room.

"Why, Lydia! . . . What's the matter?"

"Nothing," said Lydia, "except what I've been dreading! The boys want a sled and they all want to know about Christmas, and what could I tell them? A funny Christmas it'll be — no church, no Mass, no presents—!"

"It is hard about church", said Mother Hanna. "Before the drought came there used to be quite a few families up here. When we first built the church, it was nearly always full. That was before people began moving away. When they saw there wasn't going to be any real town here, it took the heart out of the young folks and the drought finished the others. My, the services we used to have come Christmas and Easter and First Holy Communions!"

"You see!" said Lydia, accusingly.

"Oh, yes," answered Mother Hanna, sighing. Then she continued, "I heard they were going to send a missionary up here again some day, but as long as there was just me and one or two others and there wasn't any priest the Bishop could send — well, we just had to live as good lives as we could by ourselves. Now, you folks are here, maybe they'll send somebody. The church can't be used again until it has a lot of fixin', but Mass could be said right here in my home. Used to, long before the church was built."

"But that won't solve this Christmas," said Lydia bitterly. "And we have nothing to give the kids, either, not even wraps, which they need, let alone sleds . . . I wish I could forget money as easy as Jimmy forgets his galoshes."

"My Bob had a sight of heavy mackinaws when he went to France," said the little old lady. "I put them away in the cedar chest upstairs and they're as good as ever. Do you reckon you could contrive the boys something out of them? You used to be right handy with the needle."

"Like a blazer?" Lydia wondered, doubtfully, and then her face brightened. "Of course, I could! They'd be just the thing for sliding and coasting—" the bright look disappeared, "—if we had a sled!"

"What's become of Bob's and Jim's old sleds in the attic?" asked Mother Hanna. "I know

they were still there when Pa died. I don't go up much any-more, the stairs seem steeper than they used to. But you're young, it won't hurt you a mite to run up and see."

"Mother!" Lydia's eyes sparkled hopefully. "Oh, if they only are! I'll go up just as soon as I finish the dishes!"

"Of course, they might be broken," warned her mother-in-law. She smiled proudly, her rosy old cheeks glowing. "Bob and Jim were young limbs if ever I knew any! It's a wonder their bones weren't broken more than once, not to mention their sleds."

Lydia hurriedly wrung out her dishcloth, wiped off the drainboards, polished the teakettle. From the distance came the sound of the last bell.

"Nine o'clock! We're only 5 minutes fast," she glanced at the clock on the shelf. "I hope the children got there on time." She hung the dishpan on its nail below the sink and washed her hands. "I'll go up now," she said.

When she returned a half hour later, there was a cobweb across her hair and smudges of dust and soot decorated the tip of her nose and one cheek. She hesitated on the threshhold, eyes shining.

"Mother, I've been thinking," she began slowly, seeking the right words. "You know we didn't celebrate Christmas last year on account of being sick, and before that we always had a giving Christmas. I mean, we felt we couldn't give anything unless we gave something good, something new. Things had to be bought for gifts or we didn't feel like we had done the right thing."

"Hmmmm—" reflected Mother Hanna, peering intently through her spectacles, "A buying Christmas! And that took money. Well—?"

"Why not a doing Christmas?"

"A what?"

"A doing Christmas — one where everybody does something for somebody else. For instance, Big Jim can fix the sleds for the boys — oh, yes, I found them! We've got just enough paint in the toolshed to paint them where they'll be mended, and he can do that, too. See?"

"There's nothing new about a doing Christmas," said Mother Hanna. "That's the only kind we ever had thirty years ago."

"But don't you see," asked Lydia, "that we've gotten out of the habit? The kids have never heard of one. We've always given them money to buy Jim and me something, and we've always bought toys and gifts for them, and for everyone else. Do you suppose we could find enough to do to make it successful?"

"There's plenty to do with here, I am sure!" said her mother-in-law. "Money is the only scarce article for us."

Before evening saw the return of the children from school and Big Jim from the woodlot where he cut posts for Mr. Lester, Lydia had her campaign mapped out. Big Jim was her first confidant, and he, although very skeptical at first, soon became enthused and made a few suggestions of his own.

"Where are the kids' coping saws they used at St. Mary's?" he demanded. "You find them tomorrow and I'll put them to fixing the crib. Glad you and Mother thought of those old sleds of ours. Gee, we used to have fun! I'd been worrying about Christmas for the kids, too and it seemed like I'd let you down."

One idea rapidly led to another. For instance, the next day when she was going through the trunk to find buttons for the boys' blazers, Lydia found some odd yards of outing flannel.

"Mother! I can make some petticoats for Mary Ellen out of these and trim them with something. There's even enough of this flowered pattern to make her a new pair of pyjamas!"

"I've been wondering what you were going to do with the scraps from the mackinaws," said Mother Hanna. "I used to make my boys mittens out of heavy pieces like that. An old sweater or a wool stocking leg makes dandy wristlets for the home-made mittens. Seems like boys never have too many pairs in winter weather, for some are always wet and can't be worn."

"The very idea!" responded Lydia quickly. "Oh, here's the box of buttons I was looking for . . ."

The children took to the preparations eagerly when they were initiated Saturday into what was going on. Big Jim spent only a half day in the woodlot and the rest of the time with them in the toolshed. They had a fire going in the old stove and Lydia could hear their excited voices as she went about her tasks.

With Lydia's guidance, Mary Ellen cut pieces of colored paper from the insides of old holiday envelopes which had been found in one of the trunks, and these she made into bright raiment for the plywood figures which Big

"Every effort, therefore, should be made that at least in the future a just share only of the fruits of production be permitted to accumulate in the hands of the wealthy, and that an ample sufficiency be supplied to the workingmen. The purpose is not that these become slack in their work, for man is born to labor as the bird to fly, but that by thrift they may increase their possessions and by the prudent management of the same may be enabled to bear the family burden with greater ease and security, being freed from that hand-to-mouth uncertainty which is the lot of the proletarian."

—Pope Pius XI.

Jim was drawing for the Crib and which the boys would cut out.

When the boys were in bed, Big Jim worked on the sleds. After completing them, he began the construction of a doll bed and chair for Mary Ellen.

The work went easily, happily. Lydia and Mother Hanna finished the bed by making a mattress and small sheets and pillowcases while the little old lady made a patchwork quilt and added it. Not to be outdone by the latter gift, Lydia made a new outfit for Mary Ellen's doll which she dressed and put on the bed when all was finished.

"It's been thirty years since this old farmhouse has had so many people enjoyin' themselves so much," commented Mother Hanna one day when they rocked and sewed. "Takes me back to when the boys and my Mary were little. There was always a lot of whisperin' and gigglin' and hidin' of things when Christmas came around.

"If we didn't have a Midnight Mass, we'd get up and go to a real early Mass before it was light and I can remember how snow scrunched under our feet. The church was always so pretty with its poinsettias and its candles and that old gold lace cloth Jim's Aunt Alice gave. Land, that's been worn out for twenty-five years!

"And then the dinner we used to have, with Pa a carvin' at the end of the long table. We usually had Father Dinwoodie take dinner with us, too, and he'd come over after the last service. Aunt Het and Pa's mother were here then. And Katie that used to help out cookin' for hay men."

"I wonder if we ought to ask anyone," interrupted Lydia, her needle pausing. "Now there's Mr. and Mrs. Lester, who've been so good to us since we came home. Their children are all grown up and gone, and Mr. Lester and Big Jim seem to get along so well together. Always talking about something—"

"... about politics usually," said the little old lady. "Big Jims' just like his Pa. I declare Pa would stop any kind of work most any time to argue about politics!"

"It's lucky Big Jim and Mr. Lester both belong to the same party," her daughter-in-law answered. "I don't know what they'd do if one were a Republican and the other a Democrat . . . I think I'll ask the Lesters. I'll tell them all about our doing Christmas so they won't need to buy gifts."

"Yes, Maria would like a chance to bring some pies probably," remarked Mother Hanna. "She's one of the best pie bakers around here and her mince meat —Tch!"

Two days before Christmas, Lydia and Big Jim took Mr. Lester's truck and drove to the hills to get the tree and some branches of glistening holly for wreaths and decorations. The next day was spent in cooking for the Christmas feast with Lydia and Mother Hanna bustling back and forth in the old kitchen, creating tempting aromas that made everyone's mouth water. While they worked, Big Jim cleaned the turkey, and such a turkey!

True to Granny's predictions, Mrs. Lester brought over four of the most luscious mince meat pies that any of them had ever seen. Hour by hour the pantry shelves filled up with holiday delicacies.

The Crib was assembled in all its glory and Lydia admitted that it did look sweet, even if some of the Wise Men's garments were not quite like those in the sets sold in the city. The guest list had grown from the Lesters to all the community and everyone came in to help put the Crib in place and to set up the tree, trimming the latter with the home-made and other decorations which had been found in the neighborhood.

When all were finished, the children tip-toed in and left their presents and went off to bed. Lydia and Big Jim and Mother Hanna were the last, for Mr. and Mrs. Lester and the other neighbors had insisted on leaving the gifts before they went homeward for the night. As she stared at the scene before them, Lydia's eyes opened wide in amazement.

Why, never in their most prosperous days had a tree borne such an abundance of Christmas presents! Was it possible that no one had slipped away to town and bought anything? That there would be no Christmas bills to clear up in January?

"I reckoned as much," said Mother Hanna, nodding her head in satisfaction. "It's almost like old times. The pioneers would have understood all this."

"It's grand," said Lydia, tears in her eyes. "If only—"

"What?" demanded Big Jim.

"If only we could have Christmas Mass, too, Jim — Christmas Mass for you and me and the kids, and for Mother. It seems rather pagan without—"

"I know," the light in Big Jim's eyes died, and he was silent, looking gloomily at the floor. "It'd be great all right — but how are we going to do it? No way to get out, no money to use if there were, no place to stay while we were in town—"

She squeezed his hand, ashamed, "I'm sorry, Jim; forgive me for bringing it up. It was only that it seemed so different this way—"

"You needn't quit prayin'," said Mother Hanna tartly. "Since we can't have church services this Christmas, maybe we can next. Some day that missionary will be sent up here!"

"Hopin' for a miracle, Ma?" asked Big Jim teasingly.

"That's all right," said the little old lady. "You'll see. God remembers us."

"Not here at Lost Siding?"

"Especially at Lost Siding," said Mother Hanna firmly, picking up a lamp to light the way to her room. "Be sure all the dampers are turned when you leave. That wind's going to blow all night. The snow will

be pretty deep come mornin'. Goodnight!"

Long before daybreak, the children were awake and threatening to go downstairs in their bare feet to see what awaited them. In self-defense Big Jim had to get up and light a lamp and build the fires, but before the house was warm, they followed him.

"Don't eat a thing!" cried Lydia, bringing up the rear. "No candy on empty stomachs, I do not want you sick all day! There won't be any water to drink either, until some gets thawed out."

They had scarcely put on their clothes and had the fires going good when they heard the knock at the door. Wonderingly, husband and wife looked at each other. It wasn't daylight yet; who could be out in all that weather?

The man who stood on the doorstep was like no one they had ever seen, so covered was he with wraps and with snow and with frost on his eyebrows and on the scarf stretched across his mouth. He looked at the room within, at the stove beginning to glow invitingly, and then down at his own crystal-covered costume. The wind blew in a flurry past his feet and the light flickered in the lamp.

"Come in, come in," said Big Jim. "We can sweep the snow out. Man, you're half frozen! What brings you out at an hour like this? Don't you know it's Christmas?"

The stranger pulled the scarf aside, shook the snow off his hat. "I started after the Midnight Mass," he said. "Wanted to get off to Pine Gulch to say Mass up there for those miners and their families. They told me Highway 17 was closed by the storm so I had to detour. Like to never got through this road either. Those drifts are certainly deep!"

Mother Hanna gave a glad little cry. She rushed forward with outstretched hands.

"Don't tell me you're that missionary they been plannin' to send us once or twice a month!"

The Christmas Song

Ruby Hudson



Such simple things
As these, bring Christmas joy:
A heart that sings,
A gay gingerbread boy,
A lighted tree,
A child's sweet trusting smile;
Fond memory
Of pleasant things worth
while—
A cheerful word,
Laughter remembered well,
A song once heard,
An ancient tale to tell.
Such simple things
As these — to bring again
The Song that sings
Forever in the hearts of men.

———o———

"I don't know. I'm Father Miller. Where am I?"

In one voice they all crowded around and told him.

"You can't possibly go any farther up this road to Pine Gulch, Father," said Big Jim earnestly, helping him off with his wraps. "That canyon road hasn't been used for three weeks, the snow is so deep. The family's been praying for someone like you; can't we have Christmas Mass here?"

"All the neighborhood would welcome you, Father," said Lydia. "They're all to be our guests today—"

"If I can't get through — and I can well believe it, after those last four hours, well—", said Father Miller, smiling wearily, warming his hands at the stove. "I'll be glad to celebrate Mass here. Are there any confessions before we start?"

"Go tell the folks, Jim," said Mother Hanna, happily, giving him a push and starting to move the living room furniture to one side. "Lydia, quit your starin' and lend me a hand. My, this will be like the Christmases we had when Pa and I first came here!"

The long old-fashioned library table served for the altar. Mother Hanna left the room and returned with a package wrapped in yellow tissue paper. They could see her hands trembling as she untied the ribbon that bound the bundle.

"I had charge of the linens the last time the altar was used in the church," she said, with an abashed smile, "and although that was a good many years ago, yet they're still as clean as the day I put them away. Bein' a mite yellow won't show in the candlelight."

While Jim arranged chairs for the gathering throng, she put the linens in place, set up the candles Father Miller had brought in his Mass kit. They took some of the wreaths from the windows and put them on at each side of the crucifix hanging there. Lydia filled the bowls with the red holly berries and the glistening green leaves which she and Jim had brought from the mountains, and set them between the candles.

The loaded Christmas tree, surrounded by all the presents of their doing Christmas, decorated the corner of the room at one end of the altar, and on the whole scene the figures in the Crib smiled down in benediction. Lydia looked at Mother Hanna's

old organ in the corner at one end of the altar.

"May we have some music, Father?" she asked longingly.

"Of course," smiled Father Miller. "Can anyone play? Who will sing?"

Mary Ellen spoke up hurriedly. "I sang in the children's choir at St. Mary's Father! . . . . And Mother can play!"

"My boy Tom has a pretty good baritone for Adeste Fidelis," said Mr. Lester, who with Mrs. Lester, had been one of the first to respond to the news that Mass was going to be celebrated.

"I guess we could all sing Holy Night," offered one of the non Catholic neighbors. "If you wouldn't mind us joining and tell us when."

Lydia saw the light on the priest's face as he answered and went about his business of vesting for the Mass. "He is happy about all this, too," she thought, amazed. It was a priest's business to say Mass; she had become so accustomed to it that she had not stopped to consider the spiritual return he might get from a service such as this.

"Please, Father," said Jimmy, "Bob and I know how to serve. Can we be altar boys?"

"You certainly can!"

The house was practically filled now; nearly everyone in the neighborhood had awakened and dressed for the only Christmas Service Lost Siding was going to see. The Catholics had gone to confession before Father Miller had put on his vestments and now everything was ready at last. Lydia had offered to play the opening music and it was lucky that they weren't going to sing until the Offertory, for the minute the music began every throat choked up.

She thought of the snow-covered hills outside and the storm and the wind and looked about the candle-lit room and its reverent worshipers with deep content. She saw them all rise as Father came to the altar and happiness filled her soul, put her troubled self at rest. The two small boys began their Latin responses which she had scarcely remembered so long, and their voices, too, filled her with ecstacy.

The moment when all joined in the lovely old Christmas hymns was one she would never forget; but even as her heart sang, it was nothing compared to the peace that followed Holy Communion, and which she saw reflected on the faces around her. God had indeed remembered Lost Siding!

Father Miller had breakfast with them after Mass, the neighbors departing to do their chores and eat at their own homes before returning to the Christmas dinner to which they all were bringing holiday delicacies.

And when dinner time came, it was a feast that surpassed the fondest memories of Mother Hanna although it had been difficult to serve with the children so engrossed in the presents they had found under the tree.

Gifts for the grown-ups had been there in abundance, too; shoe polishers for everyone made by the Lesters from old sheepskin coat collars cleaned and cut and tacked onto holders; work basket for Mother Hanna, gifts from all the neighbors. Jim had made Lydia a medicine closet for the space over the washstand and her own gift of a shaving kit with packets had made his eyes shine . . .

Lydia stood at Jim's shoulder near the close of the afternoon and surveyed their guests, counting them off one by one.

"Thirty-two," she said.

But Jim had been counting, too. "Thirty-one," he corrected.

Before she could answer, Mother Hanna hurried up. "Father Miller said we'd likely be having regular services up here again, now. They're going to have Mass here in the house until they can use the church again."

"It's still thirty-one," said Jim to Lydia. "Where did you get thirty-two?"

She smiled at him, eyes bright with moisture. "Stupid! Have you forgotten—God? He came during the consecration, the very best Guest of all!"

A New Year's Wish

What shall I wish thee?
What can be found,
Bringing thee sunshine
All the year round?
Where is the treasure,
Lasting and dear,
That shall ensure thee
A Happy New Year?
Faith that increaseth
Walking in light,
Hope that aboundeth
Happy and bright;
Love that is perfect
Casting out fear,
These shall ensure thee
A Happy New Year.
Peace in the Saviour,
Rest at His feet,
Smile of His countenance
Radiant and sweet;
Joy in His presence,
Christ ever near,
This shall ensure thee
A Happy New Year.

—Frances Ridley Havergal.

"Hatred and peace of mind cannot exist in the soul at the same time. Christ promises peace of mind by means of universal charity expressed in the laws of God and love of neighbor."

—John J. Walde.

WE ARE TOLD

By Fr. J. Walliser, O.M.I.

Have you been told about the New Order? If so, be cautious. There are storm-clouds on the horizon.

Optimism is a Christian virtue. Pessimism is a pagan state of mind. Nevertheless, the true Christian, and particularly in this case, Catholic virtue of Optimism is, or should be, always tinged with a note of caution.

Never before, since the dawn of history, has Mankind been subjected to such a stream of oratory, as today. Humanity is lectured from the cradle to the grave. In former times formal education ceased when young men and women left the schoolhouse. Today, education is continued through the medium of the press and radio. Men with ideas invade the very confines of the home, and impress their ideas through the medium of screaming headlines or atmospheric music. They know and understand the psychology of the mass mind. This is characteristic of every modern and progressive state today. In every state, the purpose of this barrage of ideas is to hammer home a point. If the ideas are good, the use of these means is to be commended. However, as the world is constituted today, false philosophy may often destroy the most philanthropical plan that can be evolved for the benefit of humanity.

The nations of the world are today locked in a gigantic struggle of men and machines. But this struggle is merely a fight to determine which side is the strongest, materially. It is also a struggle of ideas. The Allies are fighting not only to subdue the fighting forces of the Axis; they are fighting to overcome their New Order. On their part, the philosophers of the Allied Nations proclaim that, following the conclusion of this war, they will set up a New Order within their own boundaries. They desire to "ring out the Old, ring in the New." The idea is excellent. We hope for just such a New Order. The war is not so far advanced that we have forgotten the old order of things.

Have we forgotten the clouds of grasshoppers swarming over the barren wheatfields of the once fertile West? Have we forgotten the rows of fence-posts buried under mounds of sand? Have we forgotten the lines of "drifting humanity" rolling across the country on boxcars? Have we forgotten the dreary, listless faces of work-hungry laborers, or the outstretched hands of the shame-faced youths asking for a hand-out? No! We have not! We hope never to see that dreary day again. The New Order of which we dream would eliminate this sad picture forever from the minds of living men, and particularly prevent its recurrence in the lives of the younger generation.

The concept of democratic government has evolved the principle that the "State exists for the people", and not the people for the State. This is likewise a Catholic principle. Whatever laws are passed by the State, must be directed for the benefit of the citizens. In this respect, I would like to correct one concept of parliamentary government that is particularly false. The British (and likewise Canadian) parliamentary system is based on the principle that parliament is all-powerful. Nothing can stop its enactments becoming law, except the will of the people, expressed by the vote or rebellion. Parliament, acting in this manner, acts on the authority of the "majority" in the country. But what of the minority? The State exists not only for the majority, but also for the minority. Its laws should be directed towards their benefit, as well as towards the benefit of the majority.

This is, I believe, a fact not fully appreciated by the majority or legislators in this country. One fact, which fully bears out my contention, I would like to mention. It deals with the Catholic School question. Quebec, the Catholic Province of Canada, treats its minority as well, if not better, than the bulk of its population in regard to schools. The province of Quebec supports the Catholic Schools and private Colleges with yearly money grants. It has organized its Protestant schools under its own Protestant management.

Is that the case in other provinces? Are they as fair and just to their Catholic minority, as Catholic Quebec to its Protestant minority? Or do they administer their provincial affairs that what is good for the majority, is equally good for the minority? Manitoba is a case in point. Here is illustrated, in a bad sense, the good principle

I'M COMING BACK Dear God!

I'm coming back!
There is no use
of making any
old excuse.
I want to thank you,
Yes, and then
To tell you I'm sorry,
again and again,—
To show I appreciate
all You have done
In saving me—
a miserable one.
There's something
in this world I lack—
So, as I say
I'm coming back!

that the State exists for the benefit of the people. In Manitoba ALL classes of people must pay taxes to support the public schools. Catholics have the right to their own private schools, but these they must support "thru their own efforts". No help whatsoever is given them. Catholics in Manitoba are taxed to support the public schools and, at the same time, in order to exercise their "God-given right" to educate "their OWN children", they are burdened, voluntarily, with a double tax, to support their own private schools. Is this fair? Is this good government? How does this compare with Catholic Quebec?

If the New Order should come after the war, the rights of religious minorities should not be overlooked. We hope they will not. But, as I have already hinted, there are storm-clouds on the horizon. In England, private schools, under the direction of religious bodies, have hitherto enjoyed State support for their schools. A few weeks ago, however, a move on the part of the powerful Labour unions in England threatened to take action at these state supported religious schools. A resolution was passed designed to cut out state support for these schools after the war is over.

Let us examine this situation. Is this the kind of New Order envisioned in England. Are the Catholics of England fighting and dying for such a New Order? Are they fighting their enemies abroad, whilst at home even their basic rights are being threatened? Fortunately, it is as yet only a movement. The government has not yet acted, nor has it given an indication as to the way it will act. The future will decide.

There is food for thought, however, in this contemplated move by a powerful, well-organized group of men in England. There are men in Canada who hold similar views, as the Catholics of Manitoba well know. It speaks ill, however, for the Christian world, when men can speak so openly, and in such an unchristian manner. We may well ask ourselves; are we still living in a Christian country? Men are judged by their words and their deeds. And when men, by word or deed, attack a Christian way of life, we may well ask if they themselves are Christian.

The chief argument used to attack the continued right to existence of the Catholic school is based on the supposition that, if Catholics are granted the right to have their own schools, other religious groups will demand the same right. And why not, I might ask. Why cannot they have them as well as the Catholics? The Protestants have them in Quebec. If a sufficient number of ratepayers are grouped in a locality, in a way that will enable them to support a school, why not give them their own school?

The Catholic claim to the possession of their own school is based on the natural law. According to the natural law, children are a continuation of the personality of the father. The child belongs to his parents. He is flesh of their flesh, blood of their blood. He is part of them. No one can rob parents of this basic right. The parents have the "right", as well as the duty, of educating their children. The parents have the first right to implant their own ideas in the minds of their own children. If the parents had the time, or the capability, of teaching their children at home, they do not have the obligation of sending the child to any school whatsoever. However, since the vast majority of parents either have not the time, nor the ability, or knowledge, to teach their children at home, they must, since there is no alternative, send them to someone else. The child does not necessarily have to be sent to a school. A private teacher, or tutor may be employed. This is frequently done in England, where private tutors are often employed by the wealthy. Where this cannot be done, the child can only be sent to school. This is where the modern school question arises.

Do parents have to send their children to any kind of a school? Can the government force them to send their children to a school of which the parents disapprove? That is the point at issue. If you deny the parents this right, you take away from them their natural rights. You deny, in effect, their right to their own children. You make the child a possession of the state, and overturn the first principle of good government, namely, that the State exists for the "good" of the citizen. The modern war is fought in order to overcome the theory of the absolute state, in which the citizen is a puppet and pawn; a creature that is subordinated to the good of the Almighty state. This concept Catholics can never accept, and never will accept.

With this in mind, let us realize and uphold this basic right of parents to educate their children in their own way. Catholics cannot educate their children at home, any more than can Protestants or heathens. Their only resort is to send them to schools, equipped with a proper teaching staff. This can only be accomplished if the financial support is adequate. The taxes that Catholics pay can support these schools. The State has the obligation to permit them to do so. A double burden of taxation, as in Manitoba and the U.S.A. is a grave injustice. Such a policy can only spring from a false conception of the rights of the State. Or from a malignant hatred of all things Catholic.

Catholics have always been forced to struggle against injustices. They, more than all others, have reason to hope for a New Order. Any New Order that neglects to right their wrongs, cannot be a full success. "Man does not live from bread alone" is as true today as it was in the time of Our Divine Saviour. A New Order, built on any other foundation, can only bring disillusionment.



The Youngest Shepherd brings a Gift



By EDITH SCHLOSSER

I am an old man, grown weary. Though I have seen the great cities of the world, I have come back to Bethlehem to die.

My flute has given me food and lodging everywhere, for with it, I made people laugh or cry at my will. The music, though they knew it not, sang only their joy and sorrow, for I have learned to touch the pulse of the world's great heart. I have been called the mad shepherd of Judea, but it is only that I have become the very breath of the woods and the freedom of the winds, through long communion with them.

I would rather be the mad shepherd of Judea than Caesar himself, for my dreams have a substance beyond his conception of time or space, and I rule the citadel of my own heart.

In all my wanderings I have lived through no day more rich and wonderful than that of the great decree, when Caesar sent forth word that all the world should be taxed. I was a shepherd lad, in my sixteenth year. Three score years and ten have beaten their tides upon the shores of my experience since that time, yet have not washed away the sands of remembrance, for circumstance has touched my life again with such sublimity.

I was a lonely lad, for it chanced there were none my age tending sheep with me. Only the music of my flute mad glad the hours, since from it I had already learned to pluck the magic sweets of song. My life was lived only half with my flock, and half in a world made vast with the intricate weaving of sweet melodies.

On that chill morning of the taxing, seventy years ago, I had gone down to Bethlehem with my mother. Seeing the many travelers coming and going, my heart was stirred, and I begged my mother to let me stay awhile. She made me promise to return before sundown, as there might be thieves on the highway, and she feared the hazards of the darkness. Though I was not afraid, I promised.

So it came about, that in the late afternoon, when the sun had become a red threat in the western sky, I was hastening from the town, in obedience to my mother's behest. I had talked freely with strangers from distant places, for even then my heart was hungering for knowledge of the wider world beyond these confining hillslopes. One traveler spake to me of the sea, and I could see its blue depth in his far-gazing eyes, and its white sparkle when he laughed at my ignorance and my greedy questioning. I played my flute for him, and he gave me a shell the like of which I have never seen before, though I have seen many since that time. It spoke of the mysterious tides; I glimpsed them with an inner vision when I held it to my ear and listened to its murmurings. The very breath of the ocean rose and fell in its tiny cavern, so that I marvelled. Out of it I would make new songs for my flute; songs that danced with the light waves and grew sullen with the fury of storms, so that my mother would cry out against their sadness.



With this treasure in my pouch, I hurried home along the road made dusty with the passage of bullock carts and asses' hoofs. I saw the last stragglers hastening toward the town. Now and then one asked me how far it was to Bethlehem, and I gave back words of cheer, and a few notes from my flute. Have you not noticed that the beat of a tune sets a pace and quickens the lagging step? That is why the singing heart finds

short the hours of labor, and light the load of living.

They were close upon me, the man and the woman, before I noticed them. They looked travel-weary, and the man's voice was low with fatigue when he spoke to me.

"Is it far to Bethlehem?" he asked, like all the others.

"Not far," I answered, but my eyes were upon the Woman, for there was about Her a gentleness that drew my heart, warm and melting, until it flowed waxen at Her feet.

Her face was pale, and the delicate tracery of veins in Her forehead made me think of the leaves shining transparently in sunlight. While the man talked, Her hands were quieting with a stroke the ass She rode. Of Her eyes, even now, I tremble to speak, for they were dark vessels of pain that afternoon, they made me think of the cool shadows beneath tall cedars, calling weary travelers to rest.

"Where are you from?" I asked, only to keep them beside me longer, for I judged them to be simple people like myself.

"From Nazareth," the man said. "My name is Joseph."

"Must you come to Bethlehem for the taxing?" I continued.

He only smiled at me. The Woman then spoke and the sweetness of Her voice was like the little breezes running through hill grasses in the summer months.

She said, "Even the laws of Rome must serve the will of Jehovah."

I knew not what she meant, but wheeras until that moment I had pitied Her, seeing Her hour close upon Her and the law compelling so wearying a journey, I now felt an inexplicable sense of triumph. I saw the world at this lowly Woman's feet, and on Her head a chaplet of stars with Rome a great light in the diadem.

Even as She spoke, my heart made music for my flute. Into a new melody I was putting the glory of approaching sunrise, and the dim halo that touches winter snow before that golden sphere, the sun, leaps over the hillcrest. Above the white mist of sleeping valleys this glory would rise. It was of the Woman I wished to sing, and not the promise of dawn, but the two were mingled in my thoughts and would not be separated.

Had it not been for my promise, I would have turned and walked back to Bethlehem with them, but, as it was, I stood watching their departure until they were but specks on the dusty trail, then I ran swiftly home to atone for my delay.

I was eager to share with my mother the adventures of the day; to tell her of the sea, and let her catch its murmur in the shell; to tell her of the Woman whose presence filled my soul with longing for a new melody, a melody already beating with the rush of turbulent wings about my heart. Immediately on reaching home, however, I had to run with food to my father, who was out with the other shepherds on the first low ridge to the west. So I begged my mother to let me sleep out beneath the stars, that the ripples of song might play freely over me until I drew from them the rhythm of my dawn song.

Huddled against the warm sheep, I have dreamed my sweetest tunes, bringing them home to my flute with morning. The night air cooled my feverish cheeks, and the distant stars made answer to the fires of infinite longing in my breast. I held the conch against my ear, and soon its murmurings soothed me to sleep.

So it was, that when the wondrous thing took place, I was hardly aware of it. I had watched the stars, making names for the groups according to my fancy, until sleep laid arbitrary hands upon me. I saw one bright and unfamiliar star low in the eastern sky, but, weary with the day's excitement, I gave it but drowsy attention.

The music, when first I heard it, seemed to be a part of my own wingborne dreaming, yet so clear, and at last so insistent was its refrain that even before I fully awoke, I knew it for reality. Never again will I know such a moment of intense and fervent anticipation as that brief one during which I lay, half fearing to open my eyes, yet aware that the rapturous strains proceeded from the neighboring hillslope. I, who was ever a dreamer, thought my world of dreams had at last intruded on reality, and was claiming me for its own. I opened wondering eyes upon a vision rarely granted to mortal sight, and though I weep now because I am the only living person left to recall it, yet I am comforted by remembering how the story has been whispered these seventy years in these hills above Bethlehem, and how, someday it will be recorded in a deathless song. Would that Jehovah had given me the power to sing it!

For there, on the hillside was a host of heavenly visitants, and the song of my dream was the chorus of their voices, and the words of that song are with me to this day as clearly as when I first heard them on that hallowed night, but its divine chords I can never recall, though I weep with a passion of yearning to reproduce its sweetness.

Glory to God in the highest and on earth peace to men of good will.

Earth trembled with the majesty of those words. I rose to my feet, half fearing the angelic host would vanish before my eyes, but it was not so. One beckoned me, and I ran forward, eager to reach the white and shining throng. I would have stumbled in my foolish haste, but an arm seemed to steady me, and I ran as fleetly as if it had been daylight.

Of the other shepherds who saw the angels and followed them to Bethlehem, you hill-dwellers have often heard before. None forbade me as I walked with them. We moved like men in a dream, awed, yet not frightened, never questi-



oning the wisdom of our journey, knowing beauty and peace would be the fruits of our quest.

I was not surprised when I saw the Woman. She looked the same, yet different. The stillness and the strength of cedars was about Her as before, but, instead of the pale hour before the dawn, She had become as the azure sky of midday, and I knew the Child in Her arm to be its sun and its glory. I knelt, my heart a white and singing flame of worship, of which the afternoon's feeling had been but the first faint flicker.

Kings from the far East had followed the star, and were kneeling in homage as we entered. They had brought gifts, and had placed them at the foot of the manger. I had no precious gift to offer, but, remembering the shell, I took it from my pouch and, glancing apprehensively at the Woman, I placed it with the kingly gifts. She smiled, and said, "Who giveth his heart's best treasure giveth the greatest of gifts."

Her words drove away any vestige of sorrow at parting with my treasure. That moment was the happiest, the most sublime of my life.

She seemed not abashed by our worship. She held the Child, not selfishly, as a mother usually holds her infant to her heart, bending over it possessively, but, for a moment, She offered Him toward us in an attitude of prophetic consecration. I saw life a torturous road before Him, yet leading to a peak beyond the limit of sun and stars.

I saw the dark lake of sorrow in Her eyes, yet I saw, too, a heavenly radiance answering the flame of worship in my heart, and I marveled. Never have I seen such a blending of pain and triumph in any woman's eyes.

NOT FOR GAIN

Charles B. Driscoll, whose syndicated column appears in many of the daily newspapers, told not long ago of how an acquaintance of his had taken one of his children who was very sick to a hospital in White Palms, New York. The boy recovered, and his father came to the hospital to take him home. At the desk, he began to make out a cheque, but the Sister in charge said:

"Please don't write a cheque for the whole amount. You've been having a hard time of it, and I know it would strain your pocketbook. We'll take it in payments."

The astounded New Yorker could hardly believe his ears.

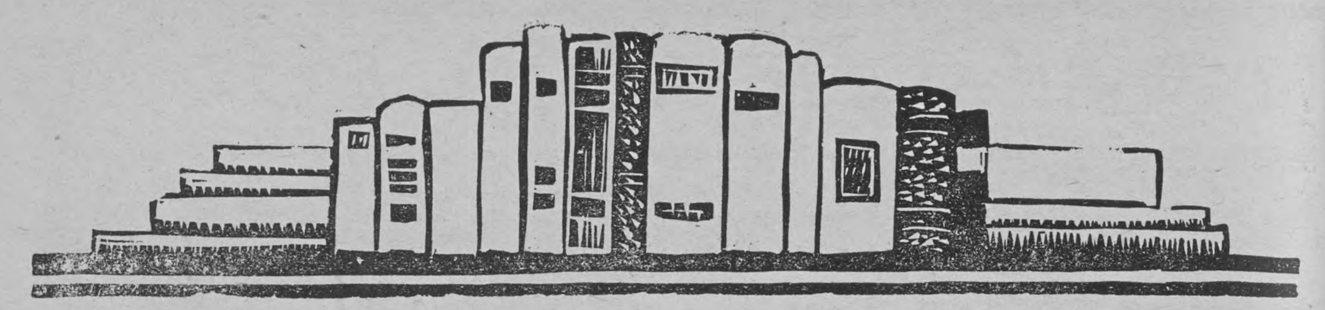
"Well, thanks," he said. "It's true we're a little hard up just now. Suppose I pay you $50 a month until it's paid off."

"That still seems a pretty heavy strain on a family that's had such big expenses lately," said the Sister. "Let's say $25 every two months. And if anything should come up that might make you miss a payment, we can wait."

There were tears in the man's eyes as he carried his little boy to the waiting car.

"Foolish men mistake transitory semblances for eternal fact, and go astray more and more."

That's the kind of party where they burn the scandal at both ends.



It May Interest You......

THE IGNORANT CATHOLIC

He is ignorant;

Who does not read about the True Religion — the Catholic Church.

Who thinks that the Church needs him and not he, the Church.

Who thinks that the Church is responsible for misdeeds of the individual.

Who does not consider that there was a Judas even among the Twelve Apostles.

Who thinks that he has a right to criticize and sit in judgment when for the most part the very soul of religion is to love, reverence and obey.

Who thinks that people make the Church instead of vice versa.

Who thinks that the material affairs of the Church are "run on air."

Who thinks that a good Catholic is one who attends Mass on Sunday but does not practice his belief for the rest of the week.

Who thinks that religion should consist of those things only that suit one's tastes, not realizing that religion is from Heaven and established by God.

Who thinks that 300 days Indulgence means 300 days cut off one's Purgatory.

Who thinks that I.H.S. on the Mass Vestments or elsewhere means "I have suffered."

Who thinks that the last words of the "Our Father" are from "All Evil, Amen."

THE WEAK-KNEED CATHOLIC

He is weak-kneed;

Who when questioned is afraid to admit that he is a Catholic.

Who when dining in public is afraid to make the sign of the Cross, saying grace before and after meals.

Who does not defend his religion or its ministers when they are attacked.

Who does not refrain from meat on a day of abstinence, when non-Catholics are present.

Who through fear or embarrassment does not attend Mass on Sundays and Holydays when he is the guest of Protestant friends.

Who acquiesces with Protestants when they state that "we are all pulling for the one place."

Who for "business reasons" suffers his customers or clientele to utter slanders, slurs and calumny, not "letting on" that he is a Catholic.

Who falls in line with his political party when it sanctions or puts forth measures hostile to religion, morality, or the Church.

Who is shy and bashful about meeting the priest in public, doffs not the hat to reverence him and demurs to call him "Father."

Who is afraid to be seen reading a Catholic book or paper in street cars and other public places.

MATTER OF HISTORY

A schoolgirl was asked: "What did Henry VIII. do to Anne Boleyn?"

The reply was surprising:

"Please, teacher, he ironed on her."

The child repeated her statement. She was quite confident that Henry had caused Anne Boleyn to submit to this treatment. It fitted in with her idea of his character.

Chapter and verse were then demanded, and the child opened her history book and pointed triumphantly to the passage, "Henry pressed his suit on Anne Boleyn."

———o———

Oomph at Seven

A woman's most delightful age is seven. At seven she sits on a man's knee without hesitation, affected or genuine, and without putting the knee to sleep. She enjoys listening to him, encourages him to talk, and believes any story he tells. Her curiosity over what became of his hair is sometimes embarrassing, but her sympathy with him in his loss is unquestionably sincere. While unduly interested, perhaps, in the state of his exchequer and never to proud to accept pecuniary aid, she is no gold digger whose gratitude is measured by the amount of the contribution. For as little as two copper cents she will bear-hug his spectacles all out of shape, and he feels sure she means it. At seven she is more or less front-toothless, to be sure. But then she doesn't yet chalk her nose or paint her nails, and she hasn't begun to use tobacco. All in all, a charming age . . .

? THE QUESTION BOX ?

Is a sin the greater because it was committed on a Sunday?

No. There is lack of reverence and respect, but no positive irreverence against the holiness of the day. Old-time catechisms were too strict on this point. Malicious and vicious intent may make a sin greater on a Sunday, but mere time does not.

Do the "National Catholic Churches" have true priests and bishops?

Many of them do. These clerics do not follow the Holy Father in Rome. Many well-meaning people have been deceived into entering such sects, and they find it hard to leave because they will lose the insurance money they have paid to the organization. The same is true of other sects also. Such converts are "white" martyrs for the Faith, because they truly suffer for justice's sake.

How can you reconcile the Index of Forbidden Books with the common notion of freedom and liberty?

Common notions of liberty are not always right or true. The Index Forbids books that are obscene or erroneous. Only the wrong idea of liberty would call that a rigid repression. Pure Food laws govern packers without being cruel or unjust.

All nations have laws against vile and improper books and pamphlets. These statutes protect the lives and health of the citizens. Silly and superficial thinkers may say that these laws destroy liberty, but really they destroy only irresponsibility and dangerous pride.

May Mass be celebrated in a private home?

Local Bishops may permit this, if there is a just and reasonable cause in some exceptional case. Proper vestments and altar stone must be used, of course. Canon Law does not desire to permit Mass in a bedroom (canon 822), but actually many exceptional privileges have been allowed by the Holy See, and by force of these Mass is sometimes celebrated in the chamber of a sick person.

In many parts of this country even today Mass is said in private homes, where there is no chapel or church at hand. Under conditions such as these, the ordinary regulations do not bind, since their strict enforcement would do more harm than good.

Is perjury always a serious sin, even in support of a small lie?

Yes. One who takes an oath and promises to tell the truth (just as though he were talking to God), and then tells a lie is guilty of a mortal sin. Perjury is a moral and social crime, and it is a blot upon the soul of anyone who is guilty of it, whether he be Catholic or Protestant or Jew. Courts should punish it severely. Its malice consists not in the gravity of the untruth itself (some lies are only venial sins) but in calling God as witness to a falsehood.

Why does the Church still use the word "bull" in referring to documents sent out by the Pope?

The Latin word "bulla" is the name for the small leaden seal attached to anything of value. Letters from the Pope have this seal attached, and for many years such documnets have been called "papal bulls."

It is awkward, we grant freely, that there is such a pun on the English translation of the Latin words. Surely no one can blame the Holy Father for that! If a person is shocked or irritated by the English words remember that the "bulla" is really the lead medal or seal on the document and not the documents itself, though commonly nowadays the document itself is known by that term.

Probably the Holy Father himself would be most appreciative of the queer meaning given to "papal bull." No one should be squeamish or scandalized by an English idiom.

Is it a sin to exaggerate a bit while telling an anecdote, just to make the story more interesting?

A lie does not cease to be wrong just because its motives are good. No good can ever excuse a bad act deliberately done, because no one is allowed to do evil in order that good may flow from it.

Not all lies are mortal sins, by any means. Neither are all untruths lies, either. Many persons stretch the truth habitually ,and they never seem to draw a line of strict boundary between their memory and their imagination. They do not lie deliberately, but they tell untruths most convincingly.

A liar is a person who tells a deliberate untruth. Some persons tease and joke habitually, and they have no serious intention to violate truth in their jokes.

Exaggerations in telling a story may or may not be lies. If there is no deceit, no malice, no serious intention, there is no sin; but if any of these is lacking, there is sin.

I made a promise to observe secrecy about a thing. Now I find that my secrecy will hurt a person. What am I to do?

Here is a classic example of a conflict of virtues. A person has obligations of Fidelity and Charity, and both seem to bind to opposite actions. Which is paramount?

In a conflict of virtues, choose the more important and follow that one. In the case given, there seems to be a clear duty to disregard the promise, since Charity is the greatest virtue of all. Maybe this course of action would bring harm and trouble on the person, however. In this latter situation the secret may be kept, even though harm does come to the other party.

Such cases as these can easily become very complicated, and it is always better to consult with a priest in the Confessional before making any definite stand. We can give only a short answer here, but any confessor could explain more fully.

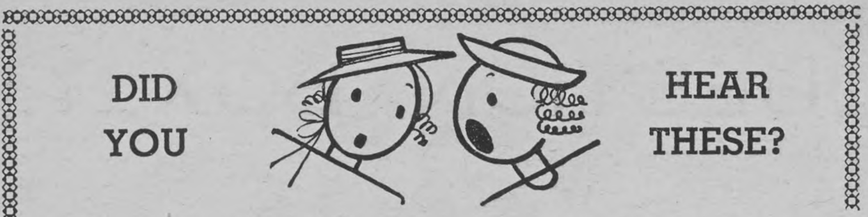
If a person concealed a sin in a previous Confession, must he repeat all the sins since his last good Confession?

The obvious answer to this question is Yes.

The sin may have been incorrectly confessed, or concealed through shame or many other such motives. The best thing for such persons to do is to make a complete breast of things to the Confessor, and he will assist in straightening out the sad affair. Priests will be kind to these penitents, because such are the persons who stand in need of compassion and aid. Healthy people need no doctor as much as sick people do.

Is it a sin for a woman to visit a church while not wearing a hat?

The usual rule is that she ought to wear a head covering, but if there is any reasonable excuse, there seems no reason to accuse her of sin. This is all part of a positive legislation, and emergencies or transient needs do not outrage the law. Times do change. In the days of Saint Paul, a woman's hair was her crowning glory; but now it seems as though her hat is.



Changed Her Name—

A negro cook went into a northern Missourian bank with a check from the lady for whom she worked. As Mandy, the cook, could not write, she always endorsed her checks with a big X. But on this occasion she made a circle on the back of the check.

"What's the big idea, Mandy?" asked the teller. "Why don't you make a cross as usual?"

"Ah done got married yesterday Boss, and I'se changed mah name."

———o———

A lady who had been away on a visit was expected home on the seven o'clock train. Her husband was waiting at the station when a telegram was handed to him: "Missed train. Will start at the same time to-morrow. Margaret."

The husband was very logical, he immediately despatched a reply: "If you start at the same time to-morrow, you will miss your train again."

———

A country woman went to the barracks to see her son, who had joined up some time, and as his name was Smith it was difficult to locate him. The sergeant on guard said to the woman:

"There's a Smith in the officers' mess. I wonder if that's him?"

"Yes, that's 'im," said the woman.

"Why, what makes you think so?" said the sergeant.

"Well," said the woman, " 'e was always in some mess or another when he was at 'ome, so it's 'im right enough."

A teacher whose spelling's unique
Thus wrote down the days of the wique;
The first he spelt "Sonday."
The second day "Munday."
And now a new teacher they sique!

———

"So you and your neighbor are not on speaking terms?"

"No, all diplomatic relations are suspended."

"How did it happen?"

"My neighbor sent me a can of oil to use on my lawn-mower when I started to cut the grass at 6 a.m."

"What did you do about it?"

"I sent it back and told him to use it on his wife when she started to sing at 11 p.m.

———

Even when the fighting was hottest, the colonel of an Irish regiment noticed that one of the privates was following him everywhere, with apparently much devotion.

At length he called the man to him and said: "You've stuck to me well this day, Private Rooney.' '

"Yis, sor," replied Rooney, saluting smartly. "Me ould mother she sez to me, sez she: 'Patrick, me boy, stick to the colonel and ye'll be all right; them colonels nivir git hurt.' "

———o———

A shortsighted old lady entered a large curio shop, and, after pottering around for a while, asked an assistant, "How much is that big Japanese idol by the door worth?" "A great deal," replied the assistant; "that's the proprietor."

Customer—Have you any four volt, two-watt bulbs?
Clerk—For what?
Customer—No, two.
Clerk—Two what?
Customer—Yes.

Please Support Our Advertisers



Buy More War Saving Certificates